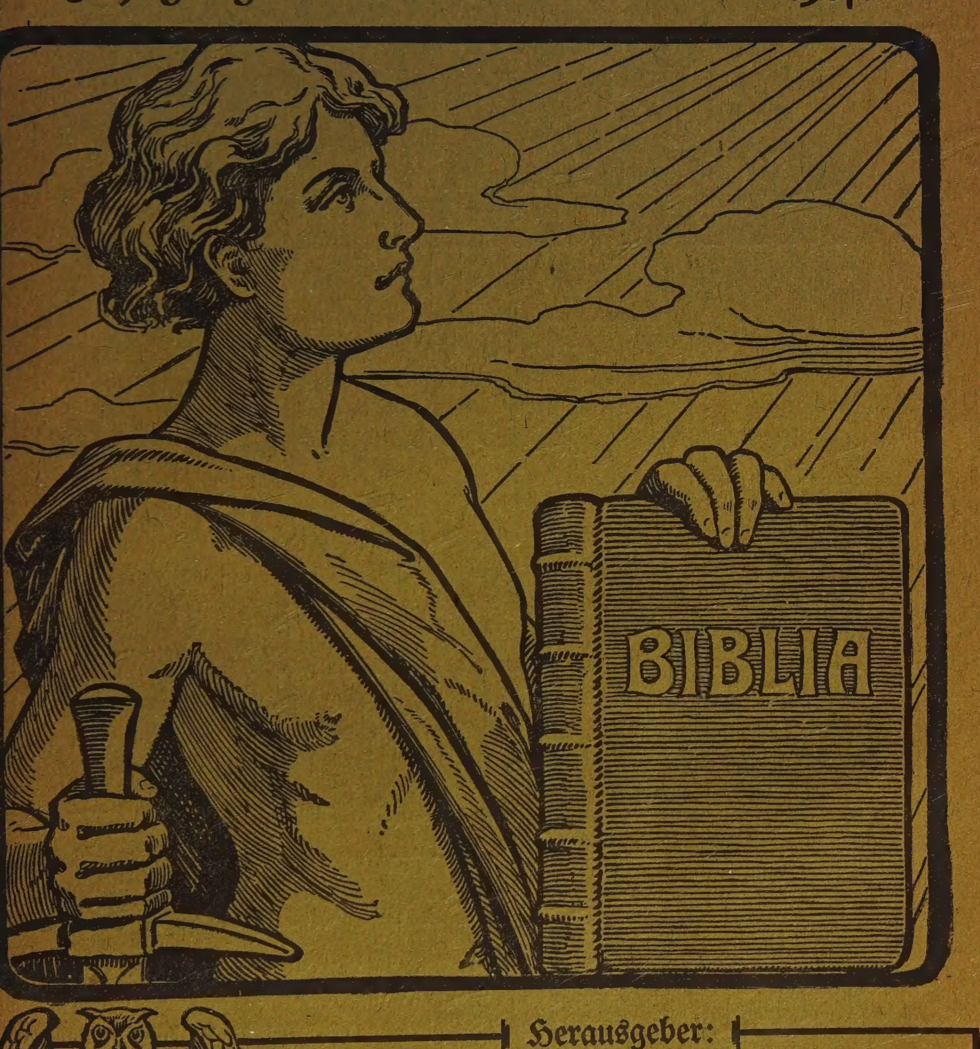
Glauben und Wissen

Blätter zur Verteidigung und Vertiefung der christlichen Weltanschauung

VII. Jahrgang. Oktober 1909. Heft 10.



Herausgeber:
Prof. Dr. E. Dennert-Godesberg
(für Naturwissenschaft)
Prof. D. R. H. Grützmacher-Rostock
(für Theologie und Philosophie)

Verlag von Max Kielmann in Stuttgart.

Zur gefl. Beachtung!

Wer einen bestimmten Aufsatz aus „Glauben und Wissen“ an Bekannte oder auch an Unbekannte verteilen will, der bestelle ihn beim Verlag von „Glauben und Wissen“ (Max Kielmann, Stuttgart, Reinsburgstraße 62 a). Wir bemerken aber, daß die Bestellung (mindestens 25 Exemplare) **spätestens am 15. des Monats**, in welchem das Heft erschienen ist, erfolgt sein muß. Der Preis ist nach der folgenden Tabelle leicht zu berechnen:

Exempl.	bis zu 4 Blättern Umfang für	bis zu 8 Blättern	bis zu 16 Blättern
25	4.50,	7.50,	11.25,
30	5.50,	9.—,	13.50
40	6.75,	10.50,	15.75
50	7.50,	12.—,	18.—
100	11.25,	17.25,	27.—

Mehr als 100 Abzüge, sowie solche mit über 16 Blättern werden nach Übereinkunft berechnet.

Bestellungen auf diese Zeitschrift nimmt jede Buchhandlung sowie jede Postanstalt entgegen.

Preis im Buchhandel pro Jahrgang M. 6.—. Vierteljährlich M. 1.50.
Preis, durch die Post bezogen, jährlich M. 6.— ohne Bestellgeld.

Inhalt des 10. Heftes.

Anmerkung: Die Verfasser sind für ihre Artikel selbst verantwortlich. Die Herausgeber sagen durch ihre Aufnahme nicht etwa, daß sie stets mit allem einverstanden sein müßten, was sie enthalten.

Verlag von Martin Warneck, Berlin. 

Diedrich Speckmann
Herzensheilige

Mit hübschem Buchschmuck von
O. Schwindrazheim.
Gebunden Mk. 4.—.

Hat er sich diesmal auch ein anderes Problem gestellt als früher, so beherrscht er doch meisterhaft den Stoff und weiß so anmutig zu erzählen, daß der Leser glaubt, seine eigenen Herzensheiligen seien an ihm vorübergezogen. Möchte die sommerliche Stimmung, die über dem ganzen Buche liegt, sich manchem ernsten Gemüte mitteilen und allen Lesern zur Freude werden.

Von demselben Verfasser:

Das goldene Tor. 25. Tausend. Gebd. Mk. 4.—.
Heidehof Lohe. 31.—33. Tausend. Gebd. Mk. 4.—.
Heidjers Heimkehr. 27.—30. Tausend. Gebunden Mk. 3.—.

Eine ungemein spannende Erzählung:

Im Tal Luserna

von

K. Paulsen.

Geschmackvoll gebunden Mk. 5.—.

Dieser in seinen Grundideen auf geschichtlichem Boden stehende Roman führt uns in die Zeit der grausamen Waldenserverfolgungen im Anfang des 17. Jahrhunderts. Welchen hohen Glaubensmut und Standhaftigkeit im Bekennen haben diese Talbewohner Oberitaliens bewiesen; wohl wert, von ihnen zu lernen.

Soeben erschien von dem Senior der protestantischen Theologie in Berlin:

Morgen-Andachten

Neutestamentliche (evang.) Betrachtungen
von

Prof. D. Bernh. Weiss.

Gediegen gebunden Mk. 6.50.

Wenn es Exzellenz Weiß, als wissenschaftlicher Theologe, unternimmt, neutestamentliche Betrachtungen der Öffentlichkeit zu übergeben, so gibt er hier gleichsam den Ertrag seiner Lebensarbeit. Der Band behandelt alle hauptsächlichen Stellen der Evangelien. Die Abendandachten werden die Episteln behandeln.

Den vielen Verehrern und Freunden des Bayreuther Wagner-Forschers

Hans Freiherr von Wolzogen

dürfte die Ausgabe seines neuesten Buches willkommen sein:

Das Himmelreich in uns

Christliche Festgedanken.

Elegant kartoniert Mk. 3.—, gebunden Mk. 3.50.

Der unverkennbare Drang unserer Zeit nach einem tieferen Erfassen religiöser Fragen spiegelt sich im vollsten Sinne in den christlichen Festgedanken wider. Doch ist es nicht ein Suchen ohne Finden, sondern der Verfasser zeigt alte Wege im neuen Gewande. Man kann das Ganze als ein Bekenntnis bezeichnen, für dessen offene Sprache ihm sein großer Verehrerkreis zu Dank verpflichtet ist.

Bismarcks Mutter und ihre Ahnen.

Herausgegeben von

Dr. Conr. Müller.

1. Band vornehm ausgestattet gebund. Mk. 8.—.
2. Band (Schluß) erscheint 1910.

Dieses Memoirenwerk ersten Ranges darf wohl in ganz Deutschland auf das lebhafteste Interesse rechnen, zumal über die Familie Mencken noch sehr wenig veröffentlicht ist und das Werk im ganzen eine neue Bestätigung der alten Wahrheit bringen wird, daß die Männer, welche der Menschheit Großes geben und Großes für sie gewagt haben, ihren Müttern oder Großmüttern, was ihre geistige Veranlagung betrifft, besonders viel zu verdanken pflegen.

Friedrich der Grosse

von

Thomas Carlyle.

Ausgabe in einem Band, besorgt und eingeleitet
von

Carl Linnebach.

7.—8. Tausend. Stattlicher Band gebd. Mk. 6.—.

B. von Kröcher: „... Aber es ist unmöglich, alle Gedanken und Empfindungen zu schildern, die dieses großartige Buch hervorruft. Der Bearbeiter hat dem deutschen Volke ein großes, wertvolles Geschenk gemacht. Carlyle ist viel zu wenig bekannt und besonders auch viel zu wenig gelesen. Diese Ausgabe sollte in Hunderttausenden von Exemplaren verkauft werden. Das Buch liest sich wie ein Roman, spannend von Anfang bis zu Ende.“

Glauben und Wissen

1909. VII. Jahrgang Heft 10, Oktober



Die religionsgeschichtliche Bedeutung der Patriarchen.

Der große Fortschritt der neueren Wissenschaft ist in erster Linie dadurch herbeigeführt worden, daß sie nach der komparativen und nach der kritischen Methode zu arbeiten sich gewöhnt hat. Ist der einzelne Gegenstand für sich allein nach allen Seiten betrachtet, so wird er zunächst noch unter den Brennspiegel der komparativen der vergleichenden Forschung gebracht. Man kennt diese vergleichende Methode ja hauptsächlich von der vergleichenden Sprachwissenschaft her. Da wurde die komparative Methode besonders durch den Sanskritforscher Franz Bopp (Berlin) in Anwendung gebracht. Schrieb er doch die erste „vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen" und gab so einen Hauptimpuls zu dem glänzenden Aufschwung der Sprachwissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts. Die vergleichende Forschung war freilich in den früheren Jahrhunderten nicht ganz unbekannt. Sie ist ja mindestens so alt, wie jene Frage im Triumphgesang des aus Ägypten geretteten Israel: „Wer ist dir, o Ewiger, gleich unter den Göttern?" Auf Vergleichung beruht ja auch z. B. der Satz der Prinzessin Thamar: „So tut man nicht in Israel", und die Methode der Vergleichung hat Jeremia ausdrücklich in jenen ergreifenden Worten empfohlen, wo er sagt: „Geht hinüber nach dem Westen und geht hinüber nach dem Osten und sehet wohl zu, ob dort so etwas geschieht, wie hier bei uns in Israel, ob die Nationen ihre Götter vergessen usw." (2. Mose 15, 11; 2. Sam. 13, 12; Jer. 2, 10—13.) Aber wenn diese alten Anfänge des Gebrauchs der vergleichenden Methode nicht vergessen werden dürfen, so ist doch andererseits freudig anzuerkennen, daß die Anwendung dieser komparativen Methode in den neueren Zeiten mächtig fortgeschritten ist. Ja, das methodische Prinzip der vergleichenden For-

schung ist der eine Hauptpfeiler im strahlenden Aufbau der modernen Wissenschaf
Der andere Hauptpfeiler aber ist das methodische Prinzip der Kritik in der Fo
schung. Allerdings ist auch die kritische Methode den früheren Jahrhunderten keine
wegs unbekannt gewesen. Klingt uns doch aus dem Altertum der Satz entgegen
„Prüfet alles und das Gute behaltet!“ und beruht doch das Werk der Reformatio
auf Kritik. Aber wiederum ist auch hier anzuerkennen, daß die Wissenschaft in d
neueren Zeit in viel höherem Grade eine kritische geworden ist, als sie es früh
war. Z. B. sind die Texte der Literaturdenkmäler in unseren Zeiten weit mehr, a
früher, bis auf ihre Originale zurückverfolgt und so textkritisch gesichert worde
Was aber so der mächtigste Hebel der neueren Wissenschaft überhaupt ist, der Ge
brauch der vergleichenden und der kritischen Methode, das ist auch der Stolz spezie
der Geschichtswissenschaft, und das soll auch der Ruhmestitel der religions
geschichtlichen Forschung sein. An diese methodischen Prinzipien ist aber in de
Moment zu erinnern, wo man daran gehen soll, ein religionsgeschichtliches Them
zu erörtern. Oder wie könnte „die religionsgeschichtliche Bedeutung d
Patriarchen“ entfaltet werden, ohne daß die Haltbarkeit des geschichtlichen Boden
untersucht wäre, auf dem die Patriarchengestalten sich erheben? Deshalb zerlegt si
die Aufgabe, deren Lösung ich im folgenden versuchen will, in zwei Hauptteil
Erstens gilt es, die Geschichtlichkeit der Patriarchen zu beleuchten, und zweiten
ihre religiöse Bedeutung festzustellen.

I.

So wolle der Leser mich denn zuerst auf den Gängen der Untersuchun
begleiten, durch die man nach kritischer und komparativer Methode ein Urteil üb
die geschichtliche Existenz der Patriarchen gewinnen kann.

1. Der erste von diesen Untersuchungsgängen wird uns aber folgendes zeigen
die geschichtliche Überlieferung über die Patriarchen ist weniger zersplittert, a
jetzt vielfach angenommen wird. Freilich ist auch nach meiner wissenschaftlichen Übe
zeugung unleugbar, daß der uns jetzt vorliegende Bericht über die drei Erzvät
(1. Mose 12 ff.) keine vollständige Einheit bildet, sondern aus verschiedenen Quell
zusammengeströmt ist. Dies zeigt sich namentlich für den Kenner der hebräisch
Originalsprache dieses Berichts schon an formalen Merkmalen. Denn namen
lich in 1. Mose 20 wird das göttliche Wesen mit dem hebräischen Ausdruck f
„der Gott“ (d. h. der wahre Gott) benannt und als ein zusammenfassender Au
druck, wie unser Wort „Gottheit“, auch mit der Mehrzahl des Zeitworts verbunde
(1. Mose 20, 6. 13.) Das ist in anderen Teilen des Berichts nicht der Fall, sonde
in ihnen ist das göttliche Wesen nur mit dem Ausdruck für „Gott“ oder für „d
Herr“ oder richtiger „der Ewige“ bezeichnet. Sodann zeigt sich die Nichteinheitlic
keit der Berichte über die Patriarchen auch an inhaltlichen Verschiedenheiten,
in denselben begegnen. Z. B. wird von Sarah noch in dem obenerwähnten Kap.
erzählt, daß sie dem Könige von Gerár den Wunsch eingeflößt habe, sie in sein
Harem zu besitzen. Aber anderwärts (Kap. 17, 17) ist Sarah schon als eine Neu
zigjährige bezeichnet. Dies weist auf verschiedene Quellenberichte hin und wird eb
dadurch erklärlich. Denn in verschiedenen Stämmen des Volkes Israel, an d

verschiedenen Mittelpunkten seines Geisteslebens konnten sich bei der Wiedererzählung seines alten Erinnerungsstoffes einzelne Differenzen ausbilden. Aber so sehr dies anzuerkennen ist, so laut muß andererseits betont werden: die Überlieferung der Patriarchen ist weniger zersplittert, als es nach mancher neueren Darstellung der Fall zu sein scheint. Oder wogt denn neben den Verschiedenheiten nicht ein breiter Strom gemeinsamen Inhalts in den Quellen daher? Sie sprechen doch alle zunächst von Abraham selbst, von seinem Wegzug aus Ur in Chaldäa (d. h. dem jetzigen Mugheir etwas südlich vom untersten Euphrat), dann vom Weiterzug aus Charran im westlichen Mesopotamien, von seiner Ansiedelung in Kanaan, seinem Herumziehen in diesem Lande, von seiner Vaterstellung zu Ismael und Isaak, von seinem besonderen Rang in der Religionsgeschichte usw. Und was nun ist wichtiger? Das Kräuseln der Wellen in einem Strom, oder sein mächtiges Grundwasser selbst? Die ausschlaggebende Bedeutung des gemeinsamen Inhalts von Quellenberichten ist ja auch schon von einem Lessing betont worden. Denn dieser sagte in seiner „Duplik“: „Wenn Livius und Polybius und Tacitus ebendasselbe Ereignis mit so verschiedenen Umständen erzählen, daß die Umstände des einen die Umstände des andern völlig Lügen strafen, hat man darum jemals dies Ereignis selbst, in welchem sie übereinstimmen, geleugnet?“ Nun gut, so wende man dies auch auf die Quellen der Patriarchengeschichte an und lasse das Gemeinsame in den Quellenberichten über sie nicht so in den Hintergrund zurücktreten, wie es neuerdings vielfach geschieht. Die Anwendung der kritischen Methode brachte es ja naturgemäß mit sich, daß zuerst die Verschiedenheiten der Quellenberichte betont wurden; aber die Vollkommenheit der kritischen Methode wird sich erst darin zeigen, daß das kritische Auge sich auch für den gemeinsamen Inhalt der Quellen und für dessen weit überwiegende Wichtigkeit voll erschließt.

2. Doch wenden wir uns nun auf einem zweiten Untersuchungsgange einer mehr komparativen Betrachtung der Quellenberichte über die Patriarchen zu! Noch vor wenig Jahren konnte man mehrfach das Urteil lesen und hören, daß das Volk Israel zur Zeit Moses eine „illiterate Horde“ oder ein Beduinenstamm ohne Kultur gewesen sei. Aber da wurde die Welt im Jahre 1902 von der Kunde überrascht, daß die Franzosen bei einer Forschungsexpedition östlich vom Tigris in der heutigen Stadt Schuſtär, der alten Residenzstadt Susa, eine Basaltsäule mit einer Gesetzesinschrift gefunden haben. Das war eine Gesetzespublikation, die vom altbabylonischen Könige Chammurabi um 2100 v. Chr. unternommen worden war, und das betreffende Exemplar der Gesetzessäulen war durch einen Herrscher von Elam bei einem siegreichen Feldzug nach Babylonien erbeutet und nach seiner Residenzstadt Susa gebracht worden.[1]) In den 282 Paragraphen, in welche dieser Gesetzeskodex eingeteilt worden ist, lautet aber nun § 128 so: „Wenn jemand eine Ehefrau nimmt, aber

[1]) Übersetzungen der Chammurabi-Inschrift sind z. B. von H. Winkler (Leipzig bei Hinrichs), von dem englischen Assyriologen C. H. W. Johns (Cambridge) in „The oldest Code of Laws in the world“ (Edinburgh 1903), aber hauptsächlich in R. F. Harpers Musterausgabe „The Code of Chammurabi“ (Chicago 1904) erschienen.

keinen Vertrag mit ihr schließt, so ist dieses Weib nicht Ehefrau", oder in § 183 lesen wir: „Wenn jemand seiner Tochter von einer Nebenfrau ein Geschenk mitgibt und sie einem Gatten gibt und ihr eine Urkunde darüber ausstellt, so soll sie, wenn dann der Vater stirbt, vom väterlichen Erbe keinen Teil erhalten." So ist auch in vielen andern Paragraphen dieses Gesetzbuchs von schriftlichen Verträgen die Rede und also auch bei den Untertanen Chammurabis der Gebrauch der Schrift vorausgesetzt. Nun ist aber Abraham aus diesem Lande Babylonien ausgewandert. Welche unwahrscheinliche Annahme wäre es da, wenn *nur gerade bei Abraham nicht* die Kenntnis und die Anwendung der Schrift vorausgesetzt würde! Nach diesen neuen Entdeckungen ist auch das nicht mehr so dunkel, was von dem Jakobssohne Juda berichtet ist (1. Mose 38, 18. 25), daß er einen Ring, oder genauer nach dem Hebräischen, ein *Siegel* bei sich trug. Denn der Besitz eines Siegels war im alten Babylonien sehr verbreitet, wie ich auch bei Herodot über die Babylonier gelesen habe: „Ein Siegel hat jeder."[1]) Nach diesem Fortschritt der Entdeckungen und Forschungen kann das Vorhandensein *alter Aufzeichnungen* bei den Hebräern nicht mehr so bezweifelt werden, wie dies in früheren Jahren eher erlaubt war. Der zweite Untersuchungsgang dürfte uns also gezeigt haben, daß die Grundlagen der Berichte über die Patriarchen *nicht so jung* zu sein brauchen, wie neuerdings vielfach angenommen wurde.

3. Dieser Wahrscheinlichkeitsschluß läßt sich vielleicht durch Eindrücke verstärken, die wir auf einem *dritten* Untersuchungsgange gewinnen können. Diesmal soll das beobachtende Auge sich wieder dem althebräischen Schrifttum selbst zuwenden. Der verführerische Glanz der durch die Ausgrabungen am Euphrat und Tigris aufgedeckten Literaturschätze hat es ja allerdings oft mit sich gebracht, daß diese außerisraelitischen Literaturdenkmäler in den Vordergrund des Interesses traten, aber nunmehr wird es Zeit, daß auch die hebräischen Quellen mit neuem Eifer und hauptsächlich mit *allseitigem* Studium auf ihren Zuverlässigkeitsgrad geprüft werden. Was aber finden wir bei *solchem* Studium der althebräischen Geschichtsbücher? — Nun zunächst *dies*, daß darin *alte*, für uns verloren gegangene *Quellenschriften* zitiert werden. Dazu gehört erstens „das Buch des Frommen", das in Jos. 10, 13 und 2. Sam. 1, 18 als Quelle angeführt ist und nach beiden Stellen Dichtungen enthielt, in denen Musteraussprüche für die Rechtschaffenen oder Braven in Israel zusammengestellt waren, und eine solche poetische Anthologie konnte auch noch aus einem besonderen Grunde sehr alt sein. Denn in der vergleichenden Literaturwissenschaft unserer Zeit ist es immer voller anerkannt worden, daß die poetischen Teile der Nationalliteraturen früher als die prosaischen Teile, aufgeschrieben wurden.[2]) Die andere alte Quellenschrift ist „das Buch von den Kriegen Jahves", d. h. von den Feldzügen, die unter der unsichtbaren Lenkung des ewigen Gottes und für sein Volk ausgefochten worden sind. (4. Mose 21, 14.) Die Existenz solcher alten Quellen-

[1]) Herodot 1, 195: „Σφρηγῖδα εκαστος εχει".

[2]) Schon Strabo und Varro sprachen dies übrigens gut aus, wie Ed. Norden in seinem Werke „Antike Kunstprosa" (Leipzig, Teubner), S. 28—30 belegt hat.

schriften besitzt aber noch eine über sie selbst hinausragende Wichtigkeit. Die Anregung solcher alten Sammelwerke ist ja ein Lebenszeichen des Interesses für die Pflege der alten Erinnerungsschätze. Ist aber nun einmal bei dem Forscher die Frage nach den Spuren solchen Interesses im alten Volke Israel angeregt, dann wird er auch weiter nach solchen Spuren suchen und wird mehr finden, als er erwarten konnte. Denn dem Auge, das nach diesen Spuren zu suchen gelernt hat, begegnen z. B. folgende Reihen von Angaben: da wird der Wechsel der Städtenamen, der Wechsel der Monatsnamen, der Gottesnamen usw. bemerkt. Da wird angezeigt, welche Bevölkerungsschicht zuerst in Palästina gewohnt hat, welche Schicht dann darauf folgte usw. Da wird das Datum vom Aufkommen einer Volkssitte bemerkt, nämlich der Sitte, daß auch die Marodeure auf Feldzügen einen Anteil an der Kriegsbeute bekommen sollen (1. Sam. 30, 25) usw. Da hing man das Schwert Goliaths im Heiligtum als Nationaltrophäe auf ꝛc. Doch darf ich in der Vorführung dieser Angaben des althebräischen Schrifttums, die man positive Glaubwürdigkeitsspuren desselben nennen kann, hier schon abbrechen und für eine weitere Entfaltung dieses Gegenstandes auf die einleitenden Erörterungen in meiner „Geschichte des Reiches Gottes“ (1908) verweisen. Aber das, was hier angeführt worden ist, genügt auch schon, um die Überzeugung zu begründen, daß es mit der Sicherheit der historischen Erinnerung im alten Israel doch wohl besser bestellt gewesen ist, als man neuerdings oft angenommen hat. Ein einziger Beweis dafür darf aber hier bei der Untersuchung über die Geschichtlichkeit der Patriarchen nicht übergangen werden. Dies ist die Tatsache, daß das alte Israel in seiner geschichtlichen Erinnerung überhaupt eine vormosaische Periode unterschieden hat. Also aller Glanz, in welchem die mosaische Zeit als die Jugendperiode des israelitischen Volkes (Hos. 11, 1) strahlte, hat doch nicht das Licht erbleichen lassen, welches aus den vormosaischen Tagen in die Erinnerung Israels herüberfunkelte. Also über der Sonnenhöhe des Tages, an dem Israel aus der Knechtschaft erlöst und mit den Grundlagen seiner religiösen Eigenart ausgestattet wurde, hat man doch das Dämmern der Morgenröte dieses Tages nicht vergessen. Trotz der überragenden Größe Moses, welcher der glänzende Heros bei der Hauptwende der politischen und religiösen Existenz Israels war, sind doch Abraham und Jakob als Anfänger der nationalen Existenz und der religiösen Mission des israelitischen Volkes im Bewußtsein haften geblieben. Diese Erinnerung Israels an eine Periode vor Mose ist ein neuerdings weithin übersehener Kardinalpunkt bei der Tarierung des Zuverlässigkeitsgrades der althebräischen Geschichtsüberlieferung.

4. Aber vielleicht wird durch das dreifache Ergebnis, das bei den drei ersten Untersuchungsgängen erzielt worden ist, nur die Annahme gesichert, daß Israel selbst oder einzelne Stämme Israels schon vor Mose existiert haben. Also haben wir durch die bisherige Untersuchung vielleicht nur eine Grundlage für die verbreitetste Theorie gewonnen, die in neuerer Zeit über die Patriarchen aufgestellt worden ist, und das ist mit einem einzigen Worte: die Stammtheorie. Ja man mag die neuesten Erklärungsschriften über das erste Buch Mosis oder die neuesten Darstellungen der Geschichte oder Religion Israels aufschlagen, weitaus in den meisten

Büchern wird man die Behauptung finden: die Gestalten der Patriarchen, die im ersten Buche Mosis gezeichnet sind, das seien nur Personifikationen der Stämme Israels, die den Namen der betreffenden Patriarchen tragen, und die Schicksale, die den Patriarchen zugeschrieben sind, das seien nur Rückstrahlungen aus der Geschichte der Stämme, die mit dem betreffenden Namen im ersten Buch Mosis benannt sind.

Prüfen wir die Haltbarkeit dieser modernen Stammtheorie nur z. B. gleich an Ruben! Der hervorstechendste Zug an dem Bilde, das von Ruben im ganzen Alten Testament gezeichnet ist, besteht ja darin, daß er als der Erstgeborene unter seinen Brüdern gilt. Kann die neuere Stammtheorie diesen Zug im Bild Rubens erklären? Sie hat es mit diesem Satze zu leisten versucht: „Der berühmteste und größte Stamm wird als Erstgeborener seines Vaters bezeichnet.“[1]) Aber war denn der Stamm Ruben „der berühmteste und größte“ unter den Stämmen Israels? Nun er war es zunächst damals nicht, als Israel aus Ägypten zog, denn da marschierte der Stamm Juda voran und führte die Sturmkolonne. (4. Mose 2, 3.) Ferner beim Einzeleroberungskrieg in Kanaan war wieder der Stamm Juda es, der als Vorkämpfer handelte und allgemein angesehen wurde. (Richt. 1, 2 ff.) Im Deboraliede sodann ist der Stamm Ruben der Gegenstand bitterer Ironie (Richt. 5, 15 ff.), weil er „wichtige Erwägungen“ vorschützte, als der gemeinsame Feind des Vaterlandes abzuwehren war. Auf eine Zeit großer Ohnmacht des Stammes Ruben blickt der Wunsch „Es lebe Ruben und sterbe nicht!“ (5. Mose 33, 6) hin. Folglich ist die Geschichte des Stammes Ruben keine Quelle, aus der die Idee der Erstgeburt Rubens hergeleitet werden könnte. Nein, nicht auf Grund der Geschichte des Stammes Ruben, sondern trotz dieser Geschichte ist Ruben vom alt-hebräischen Schrifttum der Erstgeborene unter den Söhnen Jakobs genannt. Dies ist aber um so auffallender, als Ruben nach diesem Schrifttum mit einer Schandtat behaftet war. Dies ist dreimal berichtet und darunter in einer anerkannt alten Stelle wie 1. Mose 49, 3 f., und auch dieser Freveltat Rubens zum Trotz ist er im althebräischen Schrifttum mit dem Range des Erstgeborenen ausgestattet. Also nicht in Übereinstimmung mit der Geschichte des Stammes Ruben ist die Gestalt des Mannes Ruben gezeichnet, sondern im Gegensatz zur Stammesgeschichte.

So aber könnte die jetzt herrschende Stammtheorie auch in Bezug auf andere Söhne Jakobs als ein unbegründetes Dogma erwiesen werden, und in Bezug auf Jakob, Isaak und Abraham besitzt diese Stammtheorie ja noch ihre speziellen Schwierigkeiten. Oder wo wären denn die Stämme und Völker, die zu Jakob, Isaak und Abraham personifiziert worden sein könnten? Da würde es ja nur das Volk Israel geben, von dem in Jakob eine Personifikation geschaffen sein könnte. Woher aber sollten dann die Gestalten Isaak und Abraham stammen? Nun da hat man neuerdings zwei Meinungen gewagt. Entweder hat man sich gedacht, daß der eine Stammvater des Volkes Israel in dreifacher Gestalt ausgebildet worden sei; sozusagen drei Auflagen erlebt habe — hat doch erst in diesem Jahre wieder ein Ge-

---

[1]) B. Stade, Geschichte des Volkes Israel, Bd. 1, S. 30.

lehrter ausgerufen: „Wozu brauchte Israel auch drei Stammväter?“[1]) — oder man hat die ersten zwei Patriarchen und hauptsächlich Abraham in das Reich der Mythologie versetzt.

5. Deshalb muß ich den Leser bitten, mich fünftens noch auf einem Fluge in das Gebiet der Mythologie zu begleiten, damit wir prüfen, ob nicht die eine oder andere von den Patriarchengestalten aus dieser Sphäre herabgeholt worden sei.

Man ist nun neuerdings in dem einen Lager der Gelehrten von der Meinung ausgegangen, daß die drei Erzväter mit gewissen Kultstätten verknüpft seien, und zwar Abraham mit Hebron, Isaak mit Beerseba und Jakob mit Sichem. Daraus hat man den Schluß abgeleitet, daß die drei Patriarchen ursprünglich das gewesen seien, was man als den Genius loci oder den Lokalgott zu bezeichnen pflegt.[2]) Diese Theorie enthüllt aber ihre Schwächen, auch wenn sie mit der größten Sympathie betrachtet wird. Oder ist auch nur die allerunterste Grundlage dieses ganzen Neubaus gesichert? Sind die Patriarchen nach den Quellen wirklich als das, was man etwa bei den Römern den Genius loci, den Schutzgeist oder Lokalgott nannte,[3]) betrachtet oder verehrt worden? Davon gibt es in den althebräischen Materialien hundert Gegenbeweise, denn die Patriarchen halten sich nach ihrer ganzen Charakteristik innerhalb der menschlichen Sphäre und Leistungen. Für diese Theorie gibt es aber keinen Beweis. Auch nicht einmal eine Spur von Ahnenkultus zeigt sich in den Berichten in bezug auf die Patriarchen.

Aber vielleicht besitzt die von mehreren andern Autoren neuerdings geübte Zusammenschau der Patriarchen mit babylonischen Göttergestalten in den Erzählungen über die Patriarchen einen Anhalt. Bei einem solchen neueren Autor[4]) liest man: Der Charakter Abrahams als „Wanderer“ bietet dem Erzähler Anlaß, Mond-Motive in die Erzählung ausklingen zu lassen. Der Mond ist der Wanderer überall im Mythus. „Wenn Abraham von der Mondstadt Ur nach Westen wandert und nach Harran kommt, so soll der kundige Leser an Bêl-Harran denken, d. i. den Mondgott.“ Dies also ist die neueste Enthüllung über die Gestalt Abrahams! Aber sie tut den althebräischen Nachrichten Gewalt an. Oder wie? Abraham soll für den alttestamentlichen Erzähler als „Wanderer“ in Betracht gekommen sein? Schon dies ist ganz unbegründet. Denn Tharah, der Vater Abrahams, war doch ebenso gewandert, ja wenn für den israelitischen Erzähler überhaupt einer von beiden durch das bloße Wandern charakterisiert sein könnte, so müßte Tharah es sein. Denn bei diesem ist hervorgehoben, daß er die Reise von Ur in Chaldäa unternahm und den Abraham nur mitnahm. (1. Mose 11, 31.) Bei Abraham dagegen

---

[1]) Ad. Gerson in seiner Schrift „Abraham. Eine politische Legende“. (1908) S. 8.

[2]) Dies ist die Anschauung über den Ursprung der Patriarchengestalten, die in der Nachfolge von Stade und Wellhausen z. B. von Holzinger im Kommentar zur Genesis (1898), S. 269 vorgetragen worden ist.

[3]) Vergil, Aeneis 5, 94—96 sagt von Aeneas:

> Hoc magis inceptos genitori instaurat honores,
> Incertus, geniumne loci, famulumne parentis
> Esse putet.

[4]) A. Jeremias, das Alte Testament im Lichte des alten Orients (1906), S. 182 f.

kam für den alttestamentlichen Erzähler nicht die Wanderschaft als *solche*, sondern die *Trennung* von seiner Familie in Betracht. Aber die Städte Ur und Harran waren ja Sitze des Mondkultus! Welch fadenscheiniger Beweis, um Abraham mit dem Mondgott in Verbindung zu bringen! Denn für Abraham waren diese Städte nur Sitze eines *falschen* Kultus, und setzte die Wanderung „*nach Westen*" den ersten Patriarchen mit dem *Mond* in Verbindung? Leider bewegt der Mond sich unter den Sternen *umgedreht* von Westen nach Osten.

Doch dürfte dies schon eine hinreichende Probe von der Unbegründetheit der neuen Mythologiesierungsversuche in bezug auf die Patriarchen sein. Der Versuch, mindestens den ersten Patriarchen in ein mythologisches Wesen zu verwandeln oder doch wenigstens in das mythologische „Licht des alten Orients" einzutauchen, besitzt in den Quellen gar keinen Anhalt. Dieser Versuch verkennt vielmehr die einfache menschliche Art und konkrete Geschichtlichkeit, die auch schon der erste Patriarch nach den Quellen besaß. Ein schöner Gott, der als ein bloß geduldeter Kolonist von einem Orte Kanaans zum andern ziehen muß! Ein schöner Gott, der mit seinen Nachbarn um die Brunnen streiten und bei ihnen um einen Platz zu einem Begräbnis für die Gattin betteln muß! (Kap. 21, 25 ff.; 23, 3 ff.) Nein, nach den Quellen — und woher denn sonst besäße ein Geschichtsschreiber sein Material? — war der erste Patriarch nicht einmal ein Idealbild. Die althebräische Geschichtsschreibung hat ihr Prinzip, die Fehler an den Gestalten ihrer Helden nicht zu vertuschen, auch bei Abraham durchgeführt. Ein *erdichtetes* Patriarchenleben würde ganz anders aussehen. Man weiß doch, was für glänzende Gestalten entstehen, wenn die dichtende Phantasie zu Pinsel und Palette greift. Wie keusch zurückhaltend sind dagegen die israelitischen Erzählungen über Abraham! Sind doch auch, was man neuerdings gar nicht beachtet hat, in der altisraelitischen Überlieferung den Patriarchen nicht etwa „Wunder angedichtet" worden.

Mit begründeter wissenschaftlicher Überzeugung darf man also auch jetzt noch sagen: die Patriarchen gehören der geschichtlichen Wirklichkeit an, sind historische Einzelpersönlichkeiten gewesen. Dies ist das Ergebnis der fünf Untersuchungsgänge, die wir zur Prüfung des Geschichtsbodens unternommen haben, zu dessen Hauptgestalten die Patriarchen gehören. Hat dieser geschichtliche Boden sich auch nicht als ein völlig einheitlicher Kristall ergeben, so doch als ein Gebirgsrücken, in welchem viele alte Ablagerungen angetroffen werden, welche die hohe Altertümlichkeit der Einzelschichten des Gebirgszuges bezeugen. In diesem Gebirgsrücken gleichen aber die Patriarchengestalten hervorragenden Granitpartien, die durch ihre spezifische Eigenart der Auflösung durch das Scheidewasser der Kritik Widerstand geleistet haben. Auf diesem Resultat des ersten Hauptteils unserer Untersuchung fußend, dürfen wir nunmehr in deren *zweitem* Hauptteile an die Erforschung der *religions*geschichtlichen *Bedeutung* der Patriarchen herantreten.

II.

Die geschichtliche Bedeutung einer Persönlichkeit kann aber doch nun nicht anders festgestellt werden, als daß diese Bedeutung kurzgesagt zunächst *nach rückwärts* und für ihre Gegenwart und sodann ihre Bedeutung *nach vorwärts* fixiert wird.

1. Suchen wir demnach zuerst festzustellen, *ob* und *wie* sich die Patriarchen aus *ihrer Zeit und Umgebung religionsgeschichtlich heraus heben*.

Die althebräische Geschichtsschreibung bekundet nun in allen ihren Schichten, daß Abraham aus *religiösem Motiv* sich von seinen Vorfahren und Verwandten *getrennt* hat. So steht es klar in den Worten: „Eure Väter wohnten vor Zeiten jenseits des Stromes (d. h. des wichtigsten Stromes in Vorderasien, des Euphrat), nämlich Tharah, Abrahams und Nahors Vater, und *dienten andern Göttern*. Da nahm ich (die Gottheit Jahve) euren Vater Abraham jenseits des Stroms und ließ ihn wandern usw.“ Also aus *religiösem* Gesichtspunkt zog der erste Patriarch auch sogar von seinen nächsten Verwandten hinweg. So ist es in Jos. 24, 2 f., einem Teile der sogenannten elohistischen Pentateuchschicht zu lesen, die mir und einer Reihe anderer Gelehrten nach sprachgeschichtlichen und inhaltlichen Anzeichen[1]) als die älteste gilt. Mit diesem Quellenzeugnis stimmt aber der bekannte Satz aus der jahvistischen Pentateuchquelle zusammen, wonach der Ruf an Abraham erging: „Gehe aus deinem Vaterland und von deiner Freundschaft und sogar aus deines Vaters Hause weg in ein Land, das ich (die ewige Gottheit) dir zeigen will.“ (1. Mose 12, 1.) Mit diesen ältesten ausdrücklichen Aussagen über die religionsgeschichtliche Stellung Abrahams stimmt aber das laute Zeugnis der gesamten althebräischen Literatur einhellig zusammen, und wie stummberedt reiht das Zeugnis des geschichtlichen Tatbestandes sich daran an! Denn wenn etwas an der Geschichte Israels feststeht, so ist es dies, daß dieses Volk den Hauptfaktor seiner kulturgeschichtlichen Eigenart in seiner besonderen Religion besessen hat, und daß diese religiöse Sonderstellung des Volkes Israel schon von der *vor*mosaischen Zeit her datiert. Denn wiederum in den ältesten und überhaupt allen Quellen ist Mose seinen Volksgenossen mit der ausdrücklichen Erklärung entgegengetreten, daß er der Herold des Gottes ihrer Väter war. (2. Mose 3, 13.; 6, 2. ff.) Folglich war die nationale Erinnerung Israels sich eines Zusammenhangs der mosaischen und der patriarchalischen Religionsstufe bewußt, und auch ein so entschiedener Vertreter der modernen Kritik, wie der Straßburger Gelehrte Charles Piepenbring es ist, hat mit Recht die Wichtigkeit dieser geschichtlichen Erinnerung Israels mit den drastischen Worten verteidigt: „Alle diese geschichtlichen Überlieferungen (nämlich über den Zusammenhang der mosaischen Religionsstufe mit der patriarchalischen) können nicht aus der Luft gegriffen sein“ (Toutes ces traditions ne peuvent pas être tirées de l'air).[2])

Also nach direktem und indirektem Zeugnis der Geschichtsquellen lag die religionsgeschichtliche Bedeutung Abrahams zunächst darin, daß er innerhalb des Semitenzweiges, zu dem er gehörte, eine *andere* und *neue* religiöse Richtung einschlug. Kann diese seine religionsgeschichtliche Richtung aber nicht noch vollständiger charakterisiert werden? Versuchen wir es zuerst auf negativem Wege!

Welche bemerkenswerte Tatsache ist es doch, daß in allen Quellenberichten über

---

[1]) Meine „Einleitung in das Alte Testament“, S. 203—205.

[2]) Ch. Piepenbring, Histoire du peuple d'Israel (1898), p. 47.

Abraham kein Gottesbild erwähnt ist! In einer Zeit und einer Umgebung, wo die Versinnlichung der Gottesidee durch plastische Nachahmungen irgendwelchen über-irdischen oder irdischen oder im Wasser lebenden Phänomens einen Grundzug der Religiosität ausmachte, wird uns von den Quellenzeugnissen ein Mann vorgeführt, der die Gottheit nicht in einem konkreten Gegenstand veranschaulichte. Aber waren die Patriarchen denn nicht Fetischdiener? Das liest man doch in mancher neueren Darstellung der Geschichte Israels. Ja, und man meint, sich für diese Behauptung auf den Bericht berufen zu können, wonach Jakob bei seinem Erwachen vom Traum über die Himmelsleiter den Stein mit Öl begoß, auf dem er mit seinem Kopfe geruht hatte. (1. Mose 28, 17. ff.) Aber hat Jakob nach diesem Bericht in dem Stein einen Fetisch, eine Wohnung des Gottes gesehen, von dem er den Traum ableitete? Nein. Das Gegenteil liegt ja schon in dem Ausruf Jakobs: „Wie furchtbar ist doch dieser Ort!“ Er rief nicht aus: „Wie furchtbar ist dieser Stein!“ und im ganzen Bericht steht nicht der Satz, den auch neueste Autoren (W. Robertson Smith und S. Ives Curtiß) aus ihm zitieren, daß der Stein für Jakob ein Gotteshaus war. Vielmehr heißt es: „und dieser Stein soll ein Gotteshaus werden oder sein.“ Wenn aber Jakob in dem Stein eine Gottesbehausung, einen Fetisch gesehen hätte, so würde dieser wirklich im Quellenbericht stehende Satz (V. 22) absurd sein. Nun „goß“ Jakob doch aber „Öl oben auf den Stein“! Ja, das kann erstens ein Akt der Weihe sein, wie diese symbolische Handlung ja oft an Gegenständen und Personen vollzogen wurde und wie es der Bestimmung jenes Steines zum Grundstein eines Gotteshauses entspricht, aber dieses Ausgießen von Öl kann auch ein Opfer und jener Stein also einer von den mehrmals erwähnten primitiven Felsaltären sein, und so ist es im parallelen Bericht (Kap. 35, 14) auch wirklich aufgefaßt. Oder wie? Jakob soll nach 1. Mose 28, 17 f. ein Fetischdiener gewesen sein und doch wird von ihm in Kap. 35, 1—5 berichtet, daß er bei der Heimkehr aus Mesopotamien die Götterbilder und Amulette, die von Gliedern seiner Familie aus jenem Lande mitgebracht worden waren, sich ausliefern und vergraben ließ. Beide Stellen (Kap. 28, 17 f. und 35, 1—5) gehören nun außerdem ebenderselben Pentateuchschicht an. Wie könnte also der gleiche Erzähler den dritten Patriarchen zugleich als einen Fetischdiener haben charakterisieren und zugleich von ihm erzählen können, daß er die Gottesbilder verscharren ließ! Also die Patriarchenreligion war nach den Quellen über den Gebrauch von Gottesbildern erhaben.

Zur negativen Charakteristik der religionsgeschichtlichen Stellung der Patriarchen ist aber wenigstens dies noch hinzuzufügen, daß sie zur Verabscheuung der Menschenopfer geführt wurden. Das Kindesopfer konnte sich ja zunächst Abraham bei seiner Einwanderung in Kanaan als ein Akt der tiefsten Gotteshingebung aufdrängen. Denn unter den Funden, die bei den neuesten Ausgrabungen in Palästina gemacht worden sind, ist der schauerliche Fund von Kindesskeletten einer der massenhaftesten gewesen. So hat es Professor Ernst Sellin bei seinen Ausgrabungen zu Ta'annek in der Ebene Jesreel[1]), aber noch viel deutlicher der englische Forscher

[1]) E. Sellin, Denkschriften der Wiener Akademie, philosophisch-historische Klasse, Bd. IV, Heft IV, (1904), S. 96 f.

Macalister bei der Ausgrabung von Gezer (südöstlich von Jâfa) beobachtet.[1]) In dieser versucherischen Situation ist aber dem Patriarchen die Erkenntnis ermöglicht worden, daß sein Gott nicht durch die tatsächliche Kindesopferung verehrt sein wolle, sondern daß es diesem Gott genüge, wenn der Mensch die höchste Aufopferungsfähigkeit der Gesinnung in seiner Seele trage. Mit Recht also ist die Verwerfung des Menschenopfers als ein negatives Hauptmoment der Abrahamsreligion auch von mehreren andern neueren Gelehrten bezeichnet worden.[2])

Negativ also ist die religionsgeschichtliche Stellung der Patriarchen durch Erhabenheit über Gottesbilder — wie viel mehr über den Fetischdienst! — und durch die Verwerfung der Kindesopfer ausgezeichnet gewesen. Worin aber hat nun positiv das Wesen der Patriarchenreligion bestanden? Das ganze historische Bewußtsein Israels antwortet auf diese Frage so:

Ihrem Grundfaktor nach war die Abrahamsreligion eine neue positive Gottesverbindung des ersten Patriarchen zur schließlichen Segnung der ganzen Menschheit. So schallt es aus den grundlegenden Worten der jahvistischen Stelle „Gehe aus deinem Vaterlande usw. — und in deinem Samen sollen gesegnet werden alle Geschlechter der Erde“ (1. Mose 12, 1—3) heraus und so ergibt es sich auch aus den elohistischen Stellen, wo Abraham ein „Prophet“ genannt wird (1. Mose 20, 7) und wonach er wie schon erwähnt wurde, zum Wegzug von seinen Vorfahren als Verehrern anderer Götter und zur Ansiedelung in Kanaan angeregt wurde. (Jos. 24, 2 f.)

Will man zu jenem grundlegenden positiven Faktor der Patriarchenreligion noch Nebenfaktoren hinzusammeln, so findet man diese: In der Gottesvorstellung steht die Eigenschaft der Macht im Vordergrund. Die Pentateuchquellen stimmen darin schließlich zusammen. Denn wie dem Abraham sich die göttliche Sphäre mit dem Eindruck erschloß: „Ich bin der allmächtige Gott ꝛc.“ (1. Mose 17, 1), so wird in sehr bemerkenswerter Weise die Gottesvorstellung Isaaks zweimal und nur da im Alten Testament als „Furchtobjekt“ bezeichnet. (1. Mose 31, 42. 53: páchad Jischaq.) Nach allen Quellen ferner war sich auch schon der erste Patriarch eines religiös orientierten Sittlichkeitsprinzips bewußt. Denn nach der elohistischen Quelle hegte Abraham einer fremden Stadt gegenüber den Gedanken, daß man dort aus Mangel an Gottesfurcht das Leben eines Fremden gering achten könne.[3]) Da ist ja dieselbe Beziehung von Religion und Moral zum Ausdruck gebracht, wie in den Worten der esoterisch-priesterlichen Pentateuchschicht: „Ich bin der allmächtige Gott; wandle vor mir und sei fromm!“ (Kap. 17, 1.) Nach den ältesten Quellen fand sich im religiösen Bewußtsein der Patriarchen weiterhin auch schon das Moment, daß die in Abraham begründete Gottesverbindung endlich zum Segen der ganzen

---

[1]) H. Vincent, Canaan d'après l'exploration récente (1907) p. 188 f. 191 etc.

[2]) Ad. Kamphausen, das Menschenopfer (1896), S. 26 ff.; O. Procksch, das nordhebräische Sagenbuch (1906), S. 342.

[3]) 1. Mose 20, 11: „Ich dachte, vielleicht ist keine Gottesfurcht an diesem Orte, und sie werden mich um meines Weibes willen verfolgen“.

Menschheit ausschlagen werde. (1. Mose 12, 3b ꝛc. fünfmal in 1. Mose!) Endlich in der Leistung des menschlichen Verbündeten der Gottheit tritt auf der patriarchalischen Religionsstufe sehr auffallenderweise der Glaube und die Hoffnung vor dem Gehorsam in den Vordergrund. „Abraham glaubte Gott, und der rechnete es ihm zur Gerechtigkeit“, und der Patriarch Jakob rief dem Wesen, mit dem er dort in der einsamen Nacht am Jabbok zu ringen hatte, zu: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn,“ und dem Herzen des greisen Jakob entrang sich der Gebetsseufzer: „Herr auf dein Heil habe ich ja immer geharrt“: 1. Mose 15, 6; 32,26 (im Hebr. V. 27); 49, 18.

Aber wie an den zwei letzterwähnten Punkten am deutlichsten sich zeigt: die Einzelanschauungen, -grundsätze und -bestrebungen, die im Bilde der patriarchalischen Religion auftreten, sind nur Ausstrahlungen ihres zentralen Lichtkörpers, nämlich der neuen eigenartigen Gottesverbindung des ersten Patriarchen zur schließlichen Segnung der ganzen Menschheit. Diese Erlösungsreligion samt Gottesreichsbegründung, das ist die Sonne in der Religiosität der Patriarchen, während deren andere — negative und positive — Momente, die nach den Quellen aufgezählt worden sind, teils den Schatten- und teils den Lichtreflexen gleichen, welche die Trabanten dieser neu aufgehenden Sonne bilden.

Was aber ist nun der Rang, den die patriarchalische Religionsstufe in der Geistesgeschichte der Menschheit einnimmt?

Nun wenn auch nur das, was der Sonne im Wesen der patriarchalischen Religion gleicht, ins Auge gefaßt wird, so kann niemand leugnen, daß die religionsgeschichtliche Bedeutung der Patriarchen eine große ist. Oder wer will das in Abrede stellen, der auch nur dies sich noch einmal vergegenwärtigt, wie vor dem Lichte dieses neuen eigenartigen Gottesbewußtseins der Götzenbilderdienst und die Kinderopfer als dunkle Schatten zurückwichen, und wie jenes Licht sowohl das Prinzip einer höheren religiös-orientierten Sittlichkeit als auch die Perspektive auf die brüderliche Vereinigung der Menschheit zu einer gottseligen Gemeinschaft hervorflammen ließ! Aber die endgültige Taxierung dieser Bedeutung hängt noch von der Beantwortung der Frage nach dem Quellpunkt dieser religionsgeschichtlichen Stellung der Patriarchen ab. Darf man nun die in den meisten wissenschaftlichen Veröffentlichungen aus neuester Zeit vorherrschenden beiden Antworten auf diese Frage in einem einzigen Satz zusammenfassen, so liegt die Sache folgendermaßen: die einen leiten die religiöse Sonderstellung der Patriarchen aus dem sogenannten Beduinenideal und die andern aus der Berührung Abrahams mit der babylonischen und sonstigen hochstehenden kanaanitischen Religion ab. Prüfen wir diese beiden jetzt herrschenden Ableitungsversuche!

Die einen also wollen die religiöse Sonderstellung zunächst Abrahams durch den Hinweis auf dessen beduinenhafte Daseinsweise entschleiern. Dies ist der Grundgedanke der sogenannten Wellhausenschen Schule, wie er z. B. von dem englischen Gelehrten Ottley in seinem Buche „Religion of Israel“ (1905) dargestellt worden ist. Er führt diese eine jetzt weithin herrschende Haupterklärung so aus: Abraham sei „der Hirtenhäuptling gewesen, dessen Wanderleben in der Wüste ihn

iit einem Gefühl für die unwiderstehliche Macht erfüllt habe, die hinter den rauhen nd düsteren Naturerscheinungen liege, zwischen die ihn sein Lebensschicksal ge-vorfen habe. In einem Geiste der Scheu, der Empfänglichkeit, der Unterwerfung nter die Führung seines Gottes schreite Abraham von Land zu Land, wohnend in elten, seinen Opferaltar aufwerfend unter freiem Himmel, scheuend den Tumult der Städte und verweilend in den weiten und schweigsamen Räumen der Wildnis. Diese endenz, sich von den Mittelpunkten der Zivilisation fernzuhalten und einem Leben on primitiver Einfachheit den Vorzug zu geben, werde durch die Erzählung von er „‚Berufung Abrahams' illustriert".[1]) Indes wenn man mit so allgemein irkenden Anlässen und Motiven sich begnügen dürfte, dann hätten unter den mitischen Hirten viele Anfänger einer speziellen Religion erstehen müssen. Man ergegenwärtige sich nur noch einmal das Bild, das bei Ottley und bei allen An-ingern ebenderselben Schule vom Ursprung der religiösen Sonderstellung Abrahams ezeichnet wird: eine Wüstenlandschaft, wie es auch anderswo welche gab und gibt, ldet den Hintergrund, ein semitischer Hirt, wie es doch auch tausend andere gab, eht im Vordergrund, und doch soll nun gerade dieser eine semitische Hirt als nfänger einer neuen Periode der Religionsgeschichte aufgestanden sein. Da muß an doch sagen, daß die Ursachen nicht der Wirkung entsprechen. Außerdem trifft auf Abraham gar nicht zu, was man von einem Sichfernhalten von den Städten nd Kulturzentren sagt. Oder schlug Abraham nicht bei Sichem und Hebron und i der philistäischen Residenzstadt Gerár usw. seinen Sitz auf? Er nahm ja auch e Geschenke Pharaos an, und man erinnert sich doch an die reichen Brautgeschenke, e er dem Brautwerber um Rebekka mitgab. Auch wird im Leben der Patriarchen on zweimal der Ackerbau erwähnt. (1. Mose 26, 12 und 37, 7.) Überhaupt ist eine völlige Verkennung der alttestamentlichen Religion, wenn man meint, daß eine Scheu vor dem Besitz und Genuß der Natursegnungen und Kulturgüter fordert habe.[2]) Kein Prophet der alttestamentlichen Religion hat das sogenannte Beduinenideal" vertreten. Also ist dieses neuerdings mit Unrecht so oft zum Vater r Patriarchenreligion und der Religion Israels überhaupt gemacht worden.

Wie aber steht es nun mit der Begründung der zweiten Hauptableitung, die uerdings der Abrahamsreligion gegeben wird, mit ihrer Herleitung aus Babylonien er auch Kanaan? Bei der Darstellung dieses Herleitungsversuches soll nicht weit ausgeholt werden, wie es möglich wäre, sondern nur die neueste Erscheinungs-rm dieses Herleitungsversuchs soll ins Auge gefaßt werden. Die neueste Form eser Ableitung der Abrahamsreligion aus Babylonien liegt aber in folgendem.

Man hat sich darauf zurückgezogen, daß es in Babylonien doch wenigstens onotheistische Strömungen" gegeben habe.[3]) Aber bei wem denn hätten diese

---

[1]) Ottley, the Religion of Israel (1905), p. 23f.

[2]) Dieser Punkt ist in meiner „Geschichte des Reiches Gottes bis auf Jesus Christus" 908), S. 71, 137, 215 mit dem gesamten Quellenmaterial beleuchtet worden.

[3]) A. Jeremias in seiner Schrift „Monotheistische Strömungen innerhalb der baby-nischen Religion" (1904).

monotheistischen Strömungen in Babylonien sich gezeigt? Sogar ein Herrscher wie Hammurabi, der doch gewiß zu den erleuchtetsten Geistern seiner Nation gehörte, nennt in den drei ersten Zeilen seiner Gesetzesinschrift *vier Götter*.[1]) Auch Berossos, ein chaldäischer Priester um 270 v. Chr., sagt in seiner babylonischen Geschichte nichts von Monotheismus in der Kulturentwicklung seines Volkes. Nein, in den babylonisch-assyrischen Texten zeigt sich nur die religionsgeschichtliche Erscheinung, die man *Henotheismus* nennt und besonders auch in Indien und Ägypten beobachtet hat. Nämlich auch dem babylonischen und assyrischen Beter ist nur in mancher Situation ein Gott aus dem Götterpantheon seines Volkes in den Vordergrund des Interesses getreten. Denn z. B. wird ein langes Gebet an die Göttin Ischtar, diese Personifikation der Venus, gesprochen, aber am Schlusse tritt der Betende doch wieder auf den Standpunkt der Vielgötterei zurück. Denn da spricht er: „Die Götter des Alls mögen dir huldigen!"[2]) Indes fast noch mehr ist neuerdings betont worden, daß Monotheismus bei den *Kanaanitern* entdeckt worden sei.[3]) Natürlich erinnert sich dabei jedermann gleich an Melchisedek, den König von Salem und Priester „Gottes des Höchsten" (besser: des hochthronenden Gottes). Aber bei den Ausgrabungen zu Ta'annek ist auch ein keilschriftlicher Brief gefunden worden, wo vom „bêl ilânu", dem „Herrn der Götter" gesprochen wird.[4]) Indes, das ist nur eine *monarchistische* Zuspitzung des Polytheismus, wie sie auch z. B. bei den Griechen in der Hinaushebung des Zeus sich ausbildete, aber — nebenbei bemerkt — nicht zum Monotheismus führte.

Also der Monotheismus könnte nicht aus der babylonischen oder altkanaanitischen Religion entlehnt sein, auch *wenn* Monotheismus das Charakteristischste an der Abrahamsreligion wäre. Aber der monotheistische Glaube bildet *nicht* das Wesen der Patriarchenreligion. Der Hauptfaktor der Abrahamsreligion liegt vielmehr in einer neuen *positiven Gottesverbindung* des Menschen, und *das* konnte nicht aus der babylonischen oder kanaanitischen Religion entlehnt werden.

Doch *welches* nun war der Quellpunkt dieses Bewußtseins von einer neuen positiven Gottesverbindung, das den Grundfaktor der Abrahamsreligion bildet? Nach dem berühmten Sanskritforscher Fr. Max Müller ist Abraham „derselben inneren Stimme" gefolgt, „durch die Gott zu uns allen spricht".[5]) Aber welch krasser innerer Widerspruch ist es doch, wenn das *besondere* religiöse Bewußtsein der prophetischen Geister Israels aus der *allgemeinen* Menschenanlage und

---

[1]) Die Hammurabi-Inschrift beginnt so: „Als *Anu*, der Erhabene, der König der Anunnaki, und *Bel*, der Herr von Himmel und Erde, welcher festsetzt das Schicksal des Landes, *Marduk*, dem Herrschersohne *Eas*, dem Gotte des Rechts, die irdische Menschheit zuerteilt hatten" usw.

[2]) H. Zimmern, babylonische Hymnen und Gebete in Auswahl (1905), S. 16.

[3]) Bei B. Baentsch, altorientalischer und israelitischer Monotheismus (1906), S. 5[illegible].

[4]) „An Ischtarwaschur schreibt Achijami: der Herr der Götter möge dein Leben behüten, denn ein Bruder bist du, und die Liebe ist am Orte deiner Eingeweide und in deinem Herzen" (Sellin, Denkschriften usw., S. 115).

[5]) Fr. Max Müller, Essays über Religion 2c., Bd. 1, S. 353.

Menschenerfahrung hergeleitet wird! Der unverschiebbare kulturgeschichtliche Tatbestand ist doch dieser: die religiöse Stellung Abrahams ist der Grundstein zu der besonderen geistesgeschichtlichen Stellung Israels gewesen, wonach diese Nation „das Religionsvolk der alten Welt“ gewesen ist, wie z. B. der Göttinger Theolog Herman Schultz sich mit Recht neuerdings noch ausgedrückt hat. Diese spezifische Eigenart der religiösen Geschichte Israels kann aus den gewöhnlichen Faktoren der menschlichen Geistesgeschichte nicht erklärt werden, wie übrigens auch Wellhausen selbst ausdrücklich schon zweimal zugestanden hat.[1]) Nun so bleibt nichts anderes übrig, als daß der letzte Quellpunkt der mit Abraham beginnenden prophetischen Religion Israels in einer besonderen Erfahrung der prophetischen Geister Israels zu suchen ist. Und ist denn dies etwa gar nicht möglich? Ist es denn schon ausgemacht, daß Hamlet mit Unrecht gesagt hätte: „Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als eure Philosophie sich träumen läßt“? In dem gegenwärtigen Zeitalter ist das weniger, als zuvor, ausgemacht. Unser Zeitalter hat ja in dem Radium ein Element entdeckt, dessen Beschaffenheit und Wirkung früher aufgestellte Naturgesetze wieder in Frage gestellt hat. Denn das Radium ist wärmer, als seine Umgebung — eine Eigenschaft, die man früher nur an Lebewesen gekannt hatte —, und das Radium sendet Strahlen aus, ohne daß man beobachten könnte, daß es damit weniger leistungsfähig werde. In unserem Zeitalter also darf jener Satz Hamlets am wenigsten für unmöglich erklärt werden.

Die religionsgeschichtliche Bedeutung der Patriarchen ist also auch wegen des ganz außerordentlichen Ursprungs der Patriarchenreligion eine überaus hohe, den Geschichte und Logik fordern und den der Bestand des menschlichen Welterkennens ihr nicht abzusprechen vermag.

2. Mit der Höhenlage des Ursprungs einer Erscheinung steht aber die Höhe ihres Einflusses auf die Folgezeit in Wechselbeziehung. So hoch der Quell herabkommt, so hoch hinauf dringen auch die befruchtenden Wirkungen seiner rieselnden Gewässer. Dies kann teils im Hinblick auf den objektiven Gang der Geschichte und teils im Hinblick auf die menschlichen Subjekte auch bei der Patriarchenreligion erkannt werden. Beiden Richtungen dieser Betrachtungen sei noch ein Augenblick geweiht!

a) Betrachtet man also die Wirkungen der Abrahamsreligion zunächst im Lichte des objektiven Geschichtsganges, so zeigt sich dies: die aus endlichen Faktoren nicht restlos sich erklärende Abrahamsreligion hat auch eine unendliche Tragweite besessen.

Auf den Anfang in der Patriarchenzeit folgte die Fortsetzung in Moses Epoche und das große Sichemporraffen des nationalen und religiösen Geistes in Israel zu Samuels Zeit und die reformatorische und weiterbildende Tätigkeit der prophetischen Geister von Elia an usw. und schließlich die Vollendung dieser Religion durch

---

[1]) Wellhausen, israelitische und jüdische Gedichte, 4. Aufl. (1901), S. 36: „Warum die israelitische Geschichte von einem annähernd gleichen Anfang aus zu einem ganz anderen Endergebnis geführt hat, als etwa die moabitische, läßt sich schließlich nicht erklären“!

Christus. Diese spätere Geschichte der Abrahamsreligion wäre etwas Erstaunliches, selbst wenn sie sich wie die Stammbildung und das Knospen und das Reifen der Frucht zum Keime verhielte. Was für eine gewaltige Triebkraft dieses Keimes würde dann aus den teils gewaltigen und teils erhabenen Erscheinungsformen seiner späteren Ausgestaltung folgen.

Nun liegt die Sache aber noch ganz anders.

Eine noch nicht recht beobachtete und gewürdigte Tatsache ist ja diese, daß von den führenden Geistern Israels sich keiner auf den vorhergehenden beruft. Sie berufen sich alle direkt auf denselben göttlichen Urquell ihrer religionsgeschichtlichen Mission. Die wahren Propheten Israels bilden keine Kette, deren Glieder aneinander hingen. Sie bilden Radien ebendesselben Sonnenzentrums. Am meisten — würde ich sagen, wenn ich Gradunterschiede unterscheiden dürfte — ist dies bei Jesus Christus der Fall. Denn das von ihm in Wort, Tat und Leiden dargestellte Messiasbild deckt sich ja nicht etwa mechanisch mit der äußerlichen Summe der einzelnen Weissagungen, sondern bildet ihre organische Weiterbildung, ihre vergeistigende Verwirklichung, wie dies in meiner Geschichte des Reiches Gottes bis auf Jesus Christus voll bewiesen sein dürfte.[1]) Die Entfaltung der Patriarchenreligion kann demnach nicht als die Ausgestaltung des Wurzeltriebes dieser Religion hingestellt werden. Sie ist ein fortgesetzter Beweis für den Zusammenhang der Patriarchenreligion mit einer höheren Welt, die den in Abrahams Berufung gesetzten Anfangspunkt zur sternenhaften Linie einer Heilsgeschichte erweiterte und in Jesus Christus sein Endstadium finden ließ.

b) Und was endlich war die Bedeutung der Patriarchenreligion für die Folgezeit im Spiegel der menschlichen Subjekte?

Die Patriarchenreligion hat bei den nachfolgenden Generationen viel bewundernde Dankbarkeit gefunden. Zunächst Abrahams Name ist ja wirklich ein großer geworden, wie es in jener alten Weissagung (1. Mose 12, 2) ausgesprochen ist: er hat den Ehrentitel „der Freund Gottes" erhalten. (2. Chron. 20, 7; Judith 8, 22; Jak. 2, 23.) Mit den Juden und Christen wetteifern die Mohammedaner in seinem Lob. Auch diese nennen ihn Chalilu-llâhi, d. h. den Geliebten Gottes.[2]) Abraham ist für das israelitische Volk der Fels, aus dem es gleichsam wie ein plastisches Gebilde herausgehauen ist, dem es seine nationale und kulturelle Existenz in grundlegender Weise verdankt. (Jes. 51, 1 f.) In der vielgliedrigen Schar der alttestamentlichen Helden des Glaubens schreitet Abraham auch nach dem urchristlichen Schrifttum als Fahnenträger voran, denn „er hat geglaubt auf Hoffnung, wo nichts zu hoffen war". (Röm. 4, 18 2c.) Wie sehr haben aber auch die späteren Generationen der Christenheit bewundernd und dankbar auf die Patriarchen zurückgeblickt! Man konnte sich nicht genug darin tun, den freudigen Mut zu bewundern, mit dem Abraham dem göttlichen Impuls, in weit entlegener Ferne der Anfänger einer neuen Menschheitsgruppe zu werden, Folge geleistet hat. Man konnte nicht oft genug

---

[1]) Geschichte des Reiches Gottes bis auf Jesus Christus (1908), § 45.

[2]) Qor'ân, Sûre 4, 124, weshalb Hebron jetzt el-Chalîl „die Stadt des Geliebten" heißt.

enen Ausdruck der selbstlosen Bescheidenheit „Willst du zur Linken, so will ich zur Rechten usw." wiederholen, durch den er seiner Friedensliebe ein Denkmal gesetzt hat. Man konnte sich nicht satt sehen an der rührenden Szene, in der er mit seiner Fürbitte sogar für Sodom und Gomorrha eintrat. Wie oft ferner haben Jakobs Worte „Herr ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an deinem Knechte getan hast usw." (1. Mose 32, 11; 7, V. 27; 39, 9) einen tiefempfundenen Widerhall gefunden, und wer kann die Stunden zählen, in denen Josephs Worte „Wie sollte ich ein so großes Übel tun und wider Gott sündigen!" eine mit der Versuchung ringende Seele gestärkt haben!

Fürwahr ein erhebendes Bild der religiösen Bedeutung der Patriarchen glänzt uns auch dann entgegen, wenn wir diese Bedeutung im Spiegel der Folgezeit betrachten!

Deshalb kann das zusammenfassende Urteil über die religionsgeschichtliche Bedeutung der Patriarchen nur so lauten: Auch die moderne Steigerung der Quellenkritik und die mit den neueren Entdeckungen wachsende Ausweitung des vergleichenden Forscherblickes konnten den breiten Strom gemeinsamen Inhalts in den Quellen über die Patriarchenzeit nicht verkennen und mußten die Neuheit, die erstaunliche Höhenlage und die aller gewöhnlichen Erklärungsversuche spottende Rätselhaftigkeit des Ursprungs der Patriarchenreligion zugeben. Daher ist zu hoffen, daß auch unsere Zeit es als einen Akt der historischen Gerechtigkeit betrachtet, jenen alten Helden der Gottergebenheit, des Glaubens und der Hoffnung, dieser Grundpfeiler einer wahrhaft idealen Weltanschauung, den Tribut pietätsvoller Anerkennung zu zollen.

Ed. König.

Die Herkunft des Menschen.

I.

Psychologischer Vortrag, gehalten im Keplerbund in Kassel am 27. April 1909.

Die Frage nach der Herkunft des Menschen nimmt in dieser Zeit vielfach die Aufmerksamkeit weiter Kreise in Anspruch, und mit Recht; denn, wie die Frage: wo kommst du her? ihre Ergänzung findet in der Frage: wo gehst du hin?, so steht die Lösung der Frage nach der Herkunft des Menschen in enger Beziehung mit der Erkenntnis der Bestimmung des Menschen.

Daß jene Frage neuerdings in den Vordergrund der Erörterungen getreten ist, während sie für unsere Vorfahren als Frage kaum anerkannt wurde, wird bedingt durch die besondere Bestimmtheit, mit welcher sie in naturwissenschaftlichen Kreisen beantwortet wird. Insofern nun die Naturwissenschaft die führende Stelle in der heutigen Erkenntnis einnimmt, und die Frage nach der Herkunft — oder wie es dort heißt, nach der Abstammung des Menschen — in das Gebiet der Naturwissenschaft fällt, könnte es bedenklich erscheinen, diese Frage auch von nicht spezifisch naturwissenschaftlicher Seite aus einer Erörterung zu unterziehen.

Gewiß würde es verfehlt sein, in einer solchen Erörterung die gesicherten Er-gebnisse der Naturwissenschaft ergänzen oder berichtigen zu wollen, oder unberück-sichtigt zu lassen. Zu diesen gesicherten Ergebnissen sind jedoch nur diejenigen zu-rechnen, welche den Bedingungen der naturwissenschaftlichen Erkenntnis voll ent-sprechen, nämlich die aus der Sinneswahrnehmung erwachsende Meßbarkeit und Wägbarkeit der Objekte, wenn sie auch praktisch nicht immer durchführbar sein sollte, und die Möglichkeit, die beobachteten Vorgänge in einen konstanten ursächlichen Zu-sammenhang einzuordnen, sie als einen gesetzmäßig verlaufenden Vorgang erweisen zu können. — Verleihen diese Beweismittel der Naturwissenschaft einerseits den An-spruch auf unbedingte Gültigkeit ihrer Ergebnisse, so schränken sie doch andererseits das Gebiet erheblich ein, innerhalb dessen ihre Autorität Geltung fordert.

Insbesondere das menschliche Sein und Wirken läßt sich nicht durch die sc begrenzte Naturwissenschaft erschöpfen; es überschreitet ihre Grenzen wesentlich in allem, was wir als geistiges Leben begreifen, und was eine von der naturwissenschaft-lichen abweichende Erkenntnisweise, die psychologische, erfordert. Dazu kommt, daß sich der ursächliche Zusammenhang der erkannten Tatsachen vielfach der sinnlichen Wahrnehmung entzieht und der Ergänzung durch logische Schlußfolgerung bedarf, gestützt auf Begriffsbildung, also von Erkenntnismitteln, welche dem Gebiete des auf Beobachtung und Experiment beruhenden Wissens von der Natur nicht an-gehören.

So ergeben sich für den denkenden Menschen zwei Wege für die Erörterung der Frage nach der Herkunft des Menschen: Die Betrachtung vom naturwissen-schaftlichen und vom psychologischen Standpunkt aus.

Die Möglichkeit solcher Betrachtungsweise und — sofern es gelingt — auch die Notwendigkeit derselben darzulegen, ist das Ziel der folgenden Erörterungen.

Die Untersuchungen im Gebiete der Völkerpsychologie haben ergeben, daß in den ursprünglichen Anschauungen primitiver Menschen die Abstammung des Mensche vom Tier eine wichtige Rolle spielt, und daß bei den auf tiefer Kulturstufe stehende Stämmen diese Anschauung noch heute Ausdruck findet. Die Beweise hierfür liefern die bei diesen Stämmen noch mehrfach bestehenden Totem: Gebräuche, welche auf dem Glauben beruhen, unter dem Einfluß tierischer Ahnen zu stehen; ferner die auch auf höherer Kulturstufe geschichtlich nachweisbare Tierverehrung; endlich die Spuren derselben, die sich in den Mythologien hochstehender Kulturvölker erkennen lassen.

Mit der wachsenden Einsicht in die natürlichen Dinge und Vorgänge, mit dem zunehmenden Bewußtwerden der geistigen Überlegenheit des Menschen über das Tier, rückt der Mensch immer weiter vom Tier ab. Je mehr er die natürliche Verbindung mit dem Tier ablehnt und seine Bedeutung und Stellung in der Welt auf sein geistiges Wirken gründet, umso mehr wird der Mensch geneigt, die höchsten Wirklich-keitswerte an die menschliche Art zu knüpfen und seine Herkunft auf menschliche Ahnen von hoher Vollkommenheit oder auf Götter zurückzuführen. Der Mensch wird schließlich als die unmittelbare Schöpfung Gottes begriffen.

Erst in neuerer Zeit ist diese Auffassung erschüttert und in Frage gestellt worden zugunsten der Lehre von der Notwendigkeit der Einordnung auch des Menschen

as weite Gebiet tierischen Lebens, innerhalb dessen ihm nur die höchste Stufe zugewiesen wird.

Bemerkenswert ist, daß dieses Zurückbiegen in die primitive Auffassung niederer Kulturstufen gerade das Ergebnis hochgesteigerter menschlicher Geistesbetätigung, in der auf die Natur gerichteten wissenschaftlichen Arbeit ist. — Die Naturwissenschaft begründet diese Auffassung: aus dem für alle Lebensgestaltung gültigen Prinzip der Entwicklung, aus der Deszendenz- oder Abstammungslehre, aus gewissen Übereinstimmungen der embryonalen Entwicklung des Menschen mit der tierischer Arten; endlich aus der Erfahrung, daß das geistige Leben bedingt sei durch das leibliche, und der menschliche Geist nur dem Grade, nicht dem Wesen nach vom tierischen unterschieden sei.

Indem jedoch über diese Auffassung auch in den Kreisen der Naturwissenschaft keineswegs volle Übereinstimmung besteht, derselben zudem in anderen wissenschaftlichen Gebieten, in der Philosophie, in der Theologie lebhafter Widerspruch erwachsen ist, der sich wohl bis zu völliger Ablehnung gesteigert hat, kann die Frage nach der Herkunft des Menschen zur Zeit noch nicht als allgemein gültig entschieden anerkannt werden.

Dies wird näher zu begründen sein an der Hand der naturwissenschaftlichen Auffassung.

Unter „Entwicklung" versteht die Naturwissenschaft denjenigen natürlichen Vorgang, welcher sich als eine zeitliche Folge verschiedener Lebensgestaltungen darstellt, die untereinander derart in ursächlichem Zusammenhange stehen, daß die jüngeren Gestaltungen als Abwandlung oder Differenzierung der älteren erscheinen. Das gilt sowohl für das Einzelwesen wie für die Arten, Stämmen und Reiche. Daß die einzelnen Lebewesen von ihrem embryonalen oder Eizustande bis zu dem Zustande, in welchem sie alle Anlagen zu betätigen und sich fortzupflanzen vermögen, eine fortlaufende Reihe sich verändernder Zustände erleben und einen von weniger bestimmter und gegliederter zu vollkommenerer innerer und äußerer Ausgestaltung aufsteigenden Entwicklungsprozeß darstellen, sowie daß auch der Mensch hievon nicht auszuschließen ist, darüber dürfte kein Zweifel bestehen.

Nicht minder wird die Anwendung des Begriffes der Entwicklung auf das pflanzliche und tierische Leben, so daß die heute lebenden Arten als die jüngste Gestaltungsstufe eines zusammenhängenden Bildungsprozesses zu begreifen sind, durch gesicherte Erkenntnis begründet.

Nirgends und zu keiner Zeit kann eine Urzeugung nachgewiesen werden; die Erfahrung ergibt ausnahmslos, daß alles Leben aus Lebendigem durch Sporen, Knospen, Keime, Samen entsteht.

Die äußeren Bedingungen des Lebens auf der Erde, wie sie in der fortschreitenden Abkühlung und in den dadurch herbeigeführten Wandlungen der atmosphärischen, klimatischen, physikalischen und chemischen Zustände und Verhältnisse gegeben sind, mußten notwendig entsprechende Wandlungen in der Ausgestaltung der Flora und Fauna herbeiführen.

Dementsprechend kennzeichnen sich die aufeinanderfolgenden geologischen Perioden

nach den in ihnen erhaltenen Spuren und Resten des Lebens als Träger verschiedener Folgen von Lebensformen, die doch auch untereinander gemeinsame Merkmale dar- bieten, welche die folgenden als Abwandlung und Differenzierung früher bestandener Formen charakterisieren.

Nur wenige Lebensformen haben sich aus unermeßlich weit zurückliegenden Epochen der Erdgeschichte wenig oder ganz unverändert bis in die Gegenwart er- halten, und das sind verhältnismäßig einfache und in ihrer Ausgestaltung dem mannigfachen Wechsel der äußeren Lebensbedingungen angemessene organische Gebilde.

Das Prinzip der Entwicklung, wie es schon vor mehr als hundert Jahren durch den Philosophen Kant zur Erklärung des Naturgeschehens eingeführt worden ist, findet heute unbestritten allgemeingültige Anerkennung. Die praktische An- wendung dieses Prinzips auf die lebende Natur erleidet jedoch dadurch Einschrän- kungen, daß der Nachweis seines Wirkens durch die Erfahrung nicht überall fest- zustellen ist.

In diesem Sinne kommt als von allgemeiner Bedeutung in Betracht, daß der Eizustand als der ursprünglichste, bis zu dem die wissenschaftliche Forschung ge- langt, keineswegs als Ausgangspunkt der Entwicklung des Lebens gelten darf; denn die schärfere mikroskopische Untersuchung zeigt, daß die Eizelle ein recht zusammen- gesetzter Körper ist, dessen Fülle verschiedener Teile in lebhaftester Bewegung ist, ohne doch diese Mannigfaltigkeit näher feststellen zu können. Hiermit ist die Mög- lichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit gegeben, daß der wichtigere Teil des Entwicklungs- prozesses, dessen Endergebnis das lebensfähige Individuum darstellt, sich bereits in den nicht erkennbaren Vorgängen vollzieht, deren Ergebnis die Eizelle ist.

Für die menschliche Art ist es von Bedeutung, daß sichere Spuren mensch- lichen Daseins nur bis in verhältnismäßig junge Erdschichten zurückreichen, während tierische Reste noch in weit älteren Schichten gefunden werden. Für manche Tier- arten lassen sich aus den Ergebnissen der paläontologischen Forschungen Ahnenreihen mit ziemlicher Sicherheit aufstellen, für den Menschen liegen in gleichem Sinne keine Ergebnisse vor.

Die Funde von Schädeln und Skelettteilen in Erdschichten, die bis in die Tertiärperiode hineinreichen, haben sich zwar in letzter Zeit vermehrt, aber die Be- urteilung ihrer Bedeutung für die Entwicklung der menschlichen Art ist doch ver- schieden. Einesteils werden sie als Reste einer Vorstufe menschlicher Art, andern- teils aber auch als Zeitgenossen des Menschen angesprochen. Wird auch von der Ansicht Virchows abgesehen, daß es sich nur um pathologische individuelle Ent- artungsfälle handle, so ist doch auch die Möglichkeit der Entstehung durch Rück- bildung nicht völlig auszuschließen. Der genealogische Zusammenhang jener Geschöpfe mit dem uns geläufigen Typus Mensch kann jedenfalls nicht erwiesen werden.

Für die menschliche Art ist daher die Zurückführung auf Lebensgestaltungen, die als Vorstufe der Artbestimmtheit anzuerkennen wären, durchaus nicht gesichert. Auch dafür fehlt der Beweis, daß innerhalb der menschlichen Art, soweit wir si-

in ihrem Dasein zurückverfolgen können, wesentliche Veränderungen des Typus, sei es in seiner inneren Organisation, sei es in seiner äußeren Gestaltung, eingetreten wären. Vielleicht aber in den organischen Funktionen geistiger Art?

Der Altmeister der wissenschaftlichen Geistes- und Seelenkunde, Prof. Wilh. Wundt, sagt hierüber in seiner Völkerpsychologie: „Die Menschen sind weder absolut unveränderlich, noch haben sie ihre Natur einmal gänzlich verändert. Sowenig die Gesetze der Blutbildung und Blutbewegung im heutigen menschlichen Körper andere sind, als in dem des Urmenschen, gerade sowenig werden auch die allgemeinen Gesetze der Bildung der Vorstellungen, der Gefühle und der Willensvorgänge andere geworden sein, seit solche psychische Inhalte überhaupt durch Sprachlaute oder Gebärden geäußert wurden.“ Ferner: „Die Voraussetzung eines Zustandes, in welchem der Mensch nicht nur der Sprache, sondern auch — was damit notwendig gegeben wäre — aller der Eigenschaften entbehrt hätte, aus denen sie hervorgehen mußte, hebt die Bedingungen auf, mittelst deren die Existenz der Sprache überhaupt zu begreifen ist. Die sprachlichen Erscheinungen sind zu verstehen als Funktionen des menschlichen Bewußtseins, in denen dessen fundamentale Entwicklungsgesetze zum Ausdruck kommen.“ Endlich: „In der Beschaffenheit der seelischen Vorgänge und in der Art, sie zu äußern, mögen gewaltige Umwandlungen vor sich gegangen sein, aber allemal in den Grenzen der allgemeinen Beschaffenheit.“ — Hiernach gilt der Begriff der Entwicklung für das Menschengeschlecht vom Urmenschen bis zur Gegenwart nicht eigentlich für die menschliche Artbestimmtheit als solche, sondern für die Betätigung des Menschen auf der Erde; nicht für den Menschen als Naturwesen, sondern für den Menschen als Kulturträger.

* * *

Die Entwicklung als das das natürliche Leben allgemein beherrschende Prinzip bedarf eines Zieles, eines letzten Ergebnisses, welches zugleich den Wertmesser bildet für die Bestimmung der Entwicklungsstufe, der wir die besonderen Lebensgestaltungen als Glieder der Entwicklungsreihe zuzuweisen haben. Es muß also ein Wertmesser für die Lebensgestaltung gefunden werden. Hiermit scheidet aber die Entwicklung aus dem Gebiete des sinnlich wahrnehmbaren, meßbaren und wägbaren Geschehens aus und wird als geistiges Gebilde zu beurteilen sein, welches nicht mehr den physischen Gesetzen, sondern denen des psychischen Wirkens unterworfen ist. Alle Arten von Lebewesen, deren Individuen zu voller Betätigung ihrer organischen Funktionen zu gelangen und durch Fortpflanzung ihre Artbestimmtheit zu erhalten vermögen, also den gegebenen Lebensbedingungen angepaßt sind, müssen in dieser ihrer Zweckmäßigkeit als gleich vollkommen beurteilt werden. Die ausgestorbenen Arten wie die lebenden, das Moos wie die Eiche, der Wurm wie der Hund, der Sperling wie der Adler. — Hier finden wir den gesuchten Wertmesser nicht.

Nun gilt vielfach die Lehre: der Sinn des Lebens sei die Erhaltung der Art in ihrer Bestimmtheit. Demzufolge wären diejenigen Arten die vollkommensten, die sich auch unter wechselnden äußeren Verhältnissen am längsten erhalten haben. Die wenigen Arten aber, welche aus Urzuständen des Lebens bis in die Gegenwart un-

verändert geblieben sind, werden auch von der Naturwissenschaft als einer recht niedrigen Entwicklungsstufe angehörig bewertet. Daß wir auch auf diesem Wege den gesuchten Wertmesser nicht finden, ist erklärlich; denn jene Lehre setzt den vermeintlichen Sinn des Lebens in Widerspruch mit der Auffassung des Lebens als Entwicklung, welche gerade die Veränderlichkeit der Art voraussetzt.

Die Naturwissenschaft erkennt denn auch den gesuchten Wertmesser in der Mannigfaltigkeit der Funktionsfähigkeit des Organismus und stellt demgemäß den Menschen auf die höchste Stufe der Entwicklung des Lebens als diejenige Art, die in Anlage und Ausgestaltung der Individuen neben der größten Mannigfaltigkeit der Organe deren Funktionen den weitesten Spielraum gewährt.

Die Berechtigung zu dieser Wertschätzung des Menschen erscheint indes zweifelhaft, wenn wir hierbei nur die leiblichen Funktionen ins Auge fassen. Der Mensch steht weder in seiner physischen Leistungsfähigkeit, noch in der Schärfe seiner Sinne auf der höchsten Stufe; in beiden Richtungen wird er von den Tieren übertroffen; er entbehrt zudem in weit höherem Maße als diese in seiner Leibesbeschaffenheit der natürlichen Schutzmittel. Erst die Ausnutzung der Vielseitigkeit seiner organischen Gliederung und Funktionen durch seine geistige Begabung verschafft dem Menschen die Überlegenheit über die Tierwelt und berechtigt dazu, im Menschen den Höhepunkt der Entwicklung des Lebens auf der Erde zu erkennen. Erst durch die Überlegenheit seiner Geistesbetätigung wird der Mensch zum Wertmesser der Entwicklung der Lebensgestaltungen.

Folglich müßte der Grad der Geistesbetätigung der Maßstab sein für die Beurteilung der Entwicklungsstufe alles Lebens, auch der Tiere.

Nun sind schon die geistigen Vorgänge in den uns im Leben nahestehenden Menschen oft schwer mit Sicherheit zu erkennen; wieviel mehr erst die der Tiere, die in ihren Äußerungen so wesentlich von den unseren abweichen! Was wir davon zu wissen meinen, beruht allein auf Schlußfolgerungen, indem wir von unserer Geistesbeschaffenheit, so wie wir uns derselben bewußt werden, ausgehend, den tierischen Geist als den unserigen mehr oder weniger gleichartig denken. Das bedeutet: Das tierische Geistesleben ist lediglich unsere subjektive und individuell meist recht verschiedene Vorstellung, nicht jedoch Ergebnis objektiver wissenschaftlicher Beobachtung. Die exakte Naturwissenschaft hat sich demzufolge bei der Ausbildung der Entwicklungslehre nicht auf die geistigen, sondern auf die leiblichen Merkmale der Arten stützen müssen.

(Schluß folgt.)

O. Leo.



Zum Verständnis und zur Beurteilung der Persönlichkeit und des Werkes Nietzsches.[1]

Für das Verständnis von Nietzsches Wesen darf zuletzt die Frage nach seiner persönlich-subjektiven Stellung zur Religion nicht übergangen werden. Die Entscheidung dieser Frage ist nicht ganz einfach und verlangt sorgsames Abwägen. Nietzsche ist ja in einer religiös gestimmten Umgebung, in Familie wie Schule aufgewachsen. Da ist es nur natürlich, daß er in einer Zeit, wo er noch ganz von den Einflüssen seiner Umgebung abhängig war, in religiösem Sinne sich äußert, und wenn dies etwas kräftiger geschieht, als bei anderen Knaben, so entspricht das nur der temperamentvolleren Art, in der alle Aussagen des jungen Nietzsche erfolgen. Ob man es dagegen mit einer wirklich religiösen Persönlichkeit zu tun hat, läßt sich erst aus ihrem Verhalten während ihres selbständigen Lebens entnehmen. In bezug auf dieses aber ergibt sich, daß Nietzsche mit einer starken Selbstverständlichkeit die religiösen Vorstellungen und Empfindungen abstreifte; es kostete ihm das nicht den geringsten Kampf, wie er da einzutreten pflegt, wo man sich eines einmal innerlich besessenen Gutes entledigt. Wie ein Gewand dagegen, das andere ihm um die Schulter geworfen haben, entfällt dem selbständig werdenden Nietzsche die Religion.

Um die Wende des 15. zum 16. Lebensjahre beginnt er die religiösen Vorstellungen zurückzudrängen und zwar ganz allmählich, naturgemäß, ohne daß dadurch innere Spannungen entstehen. Im 16. Jahre meint er, „die Hauptlehren des Christentums sprechen nur die Grundwahrheiten des menschlichen Herzens aus, sie sind Symbole, wie das Höchste immer nur ein Symbol des noch Höheren sein muß“ (Biogr. I. 321). In diesem symbolischen Sinn ist es darum auch nur zu verstehen, wenn er sich in seiner Dankrede als Abiturient auch noch an Gott wendet; eine äußerliche Akkommodation an Familienwünsche war es, wenn er sich in seinem ersten Studiensemester in Bonn als Philologe und Theologe immatrikulieren ließ. Aus Briefen an seine Schwester aus dieser Zeit ergibt sich seine durchaus ablehnende und rationell motivierte Stellung zu Religion und Christentum. In Leipzig lernte er dann Schopenhauer kennen und wurde von ihm auf das Lebhafteste angezogen; warum? — das sagt er uns selbst einmal in einem kurzen Wort: „der Atheismus war es, der mich zu Schopenhauer führte“. In den folgenden Jahren trat das Interesse an der Religion für ihn immer mehr zurück und erschien es ihm selbstverständlich, daß er keine Religion mehr besaß. 1874/75 äußerte er sich dahin: „Meine Religion, wenn ich irgend etwas noch so nennen darf, liegt in der Arbeit für die Erzeugung des Genius“ (II. 398).

---

[1]) Anm.: Dem Versprechen, mich im Jahrgang 1909 von „Glauben und Wissen“ über Nietzsche zu äußern, komme ich in den obigen Ausführungen, wenigstens in Kürze nach, indem ich einige Grundgedanken aus meiner demnächst erscheinenden Schrift: Nietzsche. Ein akademisches Publikum. Leipzig 1909. Deichertscher Verlag, 197 Seiten, wiedergebe. Leser, die sich für eine ruhige und sachliche, allgemein verständliche Erörterung der mit Nietzsches Persönlichkeit und Werk zusammenhängenden Probleme interessieren, darf ich auf dieses Buch verweisen.

In der zweiten Hälfte der siebziger Jahre beginnt diese Neutralität gegen die Religion sich in einen immer schärfer werdenden Gegensatz gegen das Christentum und alle Religion umzuwandeln. Nur hier und da finden sich einmal einige sympathische Stellen über die Religion und Äußerungen, nach denen Nietzsche selbst meint, ein persönliches Verhältnis zur Religion gehabt zu haben und dessen Aufgabe bedauert. Ich rechne dahin etwa Stellen wie die: „Man muß Religion und Kunst wie Mutter und Amme geliebt haben — sonst kann man nicht weise werden“ (III. 266). „Ein ganz frommer Mensch muß uns ein Gegenstand der Verehrung sein, aber ebenso ein ganzer aufrichtiger, durchdrungener Unfrommer“ (IV. 51). Noch in der Morgenröte heißt es: „Wer hat denn gegen fromme glaubensstarke Menschen eine Abneigung? Umgekehrt, sehen wir sie nicht mit stiller Hochachtung an und freuen uns ihrer, mit einem gründlichen Bedauern, daß diese treffliche Menschen nicht mit uns zusammen empfinden“ (V. 56). Aber auch diese Äußerungen brauchen doch nicht mehr zu besagen, als daß Nietzsche sich durch die intime Beobachtung religiöser Menschen in weitgehendem Maße ein nachempfindendes Verständnis für Religiosität angeeignet hat, ohne sie persönlich zu pflegen. Im Unterschiede zu der Biographie, die ihn möglichst lange bewußt religiös erscheinen lassen möchte, und ihn auch noch später als eine der „frömmsten und religiösesten Naturen bezeichnet (Werke B. X. S. XXVIII) — allerdings unter Verwendung eines sehr elastischen Religionsbegriffes, — wird er selbst der Wahrheit viel näher kommen, wenn er im Ecce (S. 30) sagt: „Eigentliche religiöse Schwierigkeiten zum Beispiel kenne ich nicht aus Erfahrung. Es ist mir gänzlich entgangen, inwiefern ich sündhaft sein sollte. Desgleichen fehlt mir ein zuverlässiges Kriterium darüber, was ein Gewissensbiß ist . . . Gott, Unsterblichkeit der Seele, Erlösung, Jenseits, lauter Begriffe, denen ich keine Aufmerksamkeit, noch keine Zeit geschenkt habe, selbst als Kind nicht . . . *Ich kenne den Atheismus durchaus nicht als Ergebnis, noch weniger als Ereignis: er versteht sich bei mir aus Instinkt.*“

Der Grundzug in Nietzsches Persönlichkeit, die starke Wertung des eigenen Ich, und das Grundgefühl der Religion, das der Abhängigkeit stehen einander so schroff und ausschließlich gegenüber, daß beides nicht in derselben Seele zusammen wohnen konnte. Aus der früher erkannten Eigenart Nietzsches ergibt sich seine persönliche Beziehungslosigkeit zur Religion mit innerer Notwendigkeit. Wenn sich in den Werken seines letzten Jahrzehntes und in den Grundgedanken seiner Weltanschauung neben der Wendung zur Metaphysik auch eine solche zur Religion findet und deren Technik und Formen in weitgehendem Maße benutzt werden — davon wird später noch genauer zu reden sein — so ist das doch nicht in dem Sinne zu verstehen, als habe Nietzsche eine persönliche Zuwendung zur Religion vollzogen, als sei er als Subjekt wieder religiös geworden. *Vielmehr ist die einzige Kombination, die man zwischen der Persönlichkeit Nietzsches und der Religion in späterer Zeit entdecken könnte, die, daß Nietzsche Ansätze macht, selbst Gegenstand der Religion zu werden.* Er will andere von sich in der Gestalt Zarathustras als einem neuen Gott abhängig machen, anstatt sich selbst einem Gott zu unterwerfen. Freilich hat er sich auch gegen diese Tendenz immer

ieder gewehrt, wenn er etwa im Ecce sagt: „Und mit alledem ist Nichts in Mir
on einem Religionsstifter. Ich will keine Gläubigen ... Ich habe eine erschreckliche
lngst davor, daß man mich eines Tages heilig spricht“ (116), aber andererseits hat
r doch immer wieder die Stufen zum Weltenthron betreten und versucht, — wie er
s dann deutlich in den Tagen seiner geistigen Umnachtung aussprach — der Nach-
lger des toten Gottes zu werden. Zarathustra wehrt der Verehrung, die man ihm
ringen will (VII. 410), doch nur mit derselben schüchternen Energie, mit welcher die
eliebte den ersten Kuß ihres Anbeters abwehrt. Drei Sätze sind für diese Stellung
ietzsches charakteristisch: „Erst nach dem Tode der Religion kann die Erfindung im
öttlichen wieder luxurieren“ (V. 396). „Denen der alte Gott starb und noch kein
euer Gott in den Windeln liegt“ (VII. 432). „Wenn es Götter gäbe, wie hielt'
h's aus kein Gott zu sein“ (VII. 124). Nietzsche hielt es aber nicht immer aus kein
ott zu sein, darum gab es wieder Götter, ein neuer Gott begann in den Windeln
u liegen, die Erfindung luxurierte wieder im Göttlichen. Das alles aber geschah so,
aß Nietzsche selbst blieb, wie er war — ohne Religion und nur zum Gegenstand
er Religion wurde. Wir haben damit an die letzten Tiefen von Nietzsches Wesen
erührt. Eine Grenzvision begann, die ebensoviel verhüllt wie enthüllt. Wir schauen
arum noch einmal zurück und fassen die sicher gewonnenen Züge zusammen:

Nietzsche war eine physisch wie psychisch außerordentlich nervöse,
eizsame Persönlichkeit, die gerade, weil im wirklichen Leben ohne
este Gesundheit und starken Willen beides als Ideal um so leb-
after begehrte und durch dieses Ideal sein Leben und seine Willens-
raft stärkte. Er war ein Mann von bohrendem und fragendem
Scharfsinn, aber auch reich an romantischer Phantasie, eine Künstler-
atur, deren reine Entfaltung durch die Reflexion um ein gut Stück
hrer Naivität gebracht wurde und deren Erkenntnisse umgekehrt
n phantasievolle Bilder übergehen — eine disharmonisch bean-
agte Natur. Im wirklichen Leben war sein Verhältnis zu anderen
Nenschen weder durch einen hervorstechenden Egoismus noch Altruis-
us bestimmt. In seinem Innern stand der Trieb zum Freunde,
en er aber nur als Jünger wollte und darum nicht gewann, in
charfer, leidenbringender Spannung zu einer außerordentlichen
Selbstschätzung und Isolierung. Für die eigene Persönlichkeit und
r Werk trat er mit temperamentvoller Propaganda ein und kämpfte
it geistigem Fanatismus wider alle Sachen und Personen, die
m im Wege standen. Seine Eigenständigkeit machte ihm wie die
oziale Verbindung mit der Menschheit, so erst recht die Abhängigkeit
on Gott im persönlichen religiösen Erleben unmöglich; er konnte
ich nicht beugen unter Gott, sondern nur werden wie Gott. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Was wird von Nietzesches Werk bleiben, wieviel wird die Geschichte dauernd
er Arbeit ihrer Wochentage und dem Glanz ihrer Sonntage einfügen? Wird
ietzsche als Persönlichkeit zu den ganz Großen unseres Geschlechtes gerechnet werden,

denen man sich nur in scheuer Verehrung zu nahen wagt und von deren Berührung man neues Leben empfängt? Wird der Antichrist auf gleichem oder höherem Berg als der Christ seinen Platz finden, wird der Übermensch schöner, ästhetisch vollkommener erscheinen als Goethes vollendete Menschlichkeit? Wird der werdende Europäer den deutschen Luther verdrängen, sein Wille zur Macht an die Stelle von Kants gutem Willen treten? Nur wenige Enthusiasten werden zu einem lauten und sicheren Ja die Lippen öffnen. Ein Nietzsche so freundlich gegenüberstehender Beurteiler wie R. Richter urteilt: „weder als Künstler, noch als Gelehrter, noch als Philosoph ist er ein Stern erster Größe geworden". Auch wir vermögen Nietzsches Persönlichkeit nicht den bleibenden Spitzen der Menschheit einzureihen. Er ist kein Mensch von überragender Stärke in einer Richtung oder auf einem Gebiet gewesen, sondern eine zusammengesetzte, um nicht zu sagen zerrissene Natur; die Willensstärke und der helle immer aufwärts gerichtete Blick eines Jesus eignen ihm nicht, der Goetheschen Harmonie und Vollendung blieb er fern. Selbst ruhelos hin und her geworfen zwischen den Bedürfnissen des Gemütes und den Erkenntnissen des Verstandes, den großen Zielen der Phantasie und der kleinen Kraft des wirklichen Wollens kann er anderen nicht die Festigkeit geben und den Eindruck machen, den sie vom Anschluß an einen Größeren begehren. Weder der wirkliche Nietzsche in seinem Leben, noch sein verklärtes Abbild im Zarathustra trägt den Charakter eines Helden der Geschichte, einer Idealgestalt von ungeheuren und doch festen Dimensionen.

Und doch war Nietzsche ein Mensch, den man in der Seelengeschichte unseres Geschlechtes kaum jemals vergessen wird. Nicht nur unsere moderne Zeit, die vielleicht in ihrer Mischung von Gesundheit und Dekadenz, von Naturalismus und Idealismus, von irdischer Werdelust und ewigem Verlangen ihm so verwandt ist, wird sich immer wieder mit brennendem Interesse der Analyse seines Wesens zuwenden, um hier in kräftiger Linienführung die Grundstruktur der eigenen Seele zu erfassen. Nein, auch spätere Generationen werden finden, daß hier ein Mensch in seltenem Maße die inneren Abgründe wie Gletscher mit der Neugier seiner Seele besucht hat, um das Gefundene und Empfundene zu ergreifender Aussprache zu bringen. Die Grenzen des menschlichen Erlebens sind gerade auch in der Richtung des Übernormalen und vielleicht Anormalen durch Nietzsche erweitert, und darum kann man an ihm, einem der interessantesten aber nicht größesten Menschen nicht vorübergehen, ohne ihm die gespannte Aufmerksamkeit, die alles Neue und Ungewohnte hervorruft, zuzuwenden.

Man wird ihn immer wieder gern sprechen hören und seine außerordentliche Virtuosität in der Verwendung der deutschen Sprache bewundern. Bei aller Künstlichkeit fehlt es ihr doch nicht an echter Kunst in der Formgebung, die auch, wenn die Zeit sklavischer Nachahmung durch untergeordnete Talente vorübergegangen ist, ihre Vorbildlichkeit und anregende Kraft nicht verlieren wird.

Wie man jedem Kritiker nur dann gerecht wird, wenn man zugleich die Zustände ins Auge faßt, die er vorfand, so gewinnt man die richtige Wertung für Nietzsches scharfe Kritik an fast allen bisher bestehenden Größen erst

kann, wenn man der besonderen zeitgeschichtlichen Auffassung und Verbildung gedenkt, in der sie ihm entgegentraten. Eine Befriedigung in der äußeren Größe des neugewonnenen Reiches und ein nationales Selbstbewußtsein ohne kräftiges Streben nach einer höheren geistigen Einheit, die auch die Kulturerträge anderer Nationen verarbeitete, brachte ihn zu den „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ mit ihrer scharfen Wendung gegen den Bildungsphilister und zu jenem sich immer antinationaler gestaltenden Ideal des werdenden Europäers. Die Überspannung des Sozialismus und des demokratischen Liberalismus rief in ihm jene aristokratische und individualistische Reaktion wach. Der in den siebziger und achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts in Weltanschauung und Literatur Mode gewordene Pessimismus reizte ihn dazu, das hohe Lied des Lebens in optimistischer Begeisterung anzustimmen. Die von einem krankhaften Historismus befallene Wissenschaft, die rein positivistisch Material aufhäufen wollte mit sorgfältiger Umgehung aller größeren, das Leben bestimmenden Ideen und sich dabei recht prätensiös gebärdete, suchte er zu Bescheidenheit zu erziehen und ihr ihre ganze Bedeutungslosigkeit für das wirkliche Leben klar zu machen. Und konnte er an der Selbstverständlichkeit, mit der man in der Theorie für eine Moral schrankenlosen Mitleids eintrat, bei etwa gleichzeitiger Anerkennung darwinistischer Weltanschauungsprinzipien und praktischer Befolgung eines schrankenlosen Egoismus schweigsam vorübergehen? Oder war hier nicht ein Simsonsgriff, der die tragenden Säulen des Hauses erschütterte, und ein Hinweis auf die Risse und Lücken des Systems angebracht? Auch das traditionelle Festhalten an der überkommenen Religion mit der Abschleifung aller ihrer Spitzen und ohne rechte innere Beteiligung mußte ein kritisches Genie wie Nietzsche zum Angriff locken.

Von dem Hintergrunde seiner Zeit aus verstanden, begreift man seine unzeitgemäße Kritik nicht nur, sondern erkennt in ihr auch eine notwendige Arznei, die zu seiner Gesundung oder wenigstens zu einer heilsamen Krisis führte. In manchen Punkten hat sie direkt fördernd gewirkt, und der inzwischen eingetretene Umschwung in unseren Tagen etwa in der freudigeren Stellung zum Leben, in der immer geringeren Einschätzung einer rein historisch und positivistisch arbeitenden Wissenschaft geht mit auf sie zurück. Aber auch die noch nicht überwundene Krisis, in die unsere Sittlichkeit und Religion hineingeraten sind, erscheint unter höherem und weiterschauendem Gesichtspunkt als eine Notwendigkeit, die letztlich nur zu beider Kräftigung ausschlagen wird. Denn in so weitgehendem Maße man auch Nietzsches Kritik unter zeitgeschichtlichem Gesichtspunkte verstehen, ja anerkennen kann, so wenig wird man ihr einen die Zeiten überdauernden, weil unüberwindbaren Gehalt zusprechen können. Dazu ist sie viel zu maßlos und subjektiv, zu stark mit Stimmungen und zu wenig mit Gründen arbeitend, zu vereinzelnd und zu wenig in die Tiefe gehend. Gewiß werden einzelne der feinen spitzen und darum so leicht zu handhabenden Dolche, die er schliff, in das Arsenal der Kritik dauernd einverleibt werden, und so oft die gleichen Gegner auf den Plan treten, gegen die sie geschaffen wurden, wieder hervorgeholt werden. Aber selbst die ernstesten Angriffe, die er besonders gegen Sittlichkeit und Religion erhob, werden einmal gegenstandslos werden, allerdings unter der Voraussetzung, daß man

sich wirklich mit ihnen auseinandergesetzt und die durch sie hervorgerufene Krisis nicht leicht genommen hat. Er selbst ist sich einmal trotz seiner sonstigen Siegesgewißheit dieses Zukunftsausganges seiner Kritik gewiß geworden, wenn er im Antichrist ausruft: „Wenn man mit dem Christentum nicht fertig wird, die Deutschen werden daran schuld sein.“ (X. 454).

Geringer noch als die Fortwirkung seiner Kritik wird die seiner positiven Gedanken sein, wenigstens in der speziellen eigentümlichen Form, die er ihnen gab und die allein auch sein Sondergut ist. In die Geschichte der Philosophie im Sinne unserer großen Philosophen gehört er nicht; denn auf die entscheidenden theoretischen Grundprobleme gibt er keine oder nur eine gänzlich verworrene Antwort. Aber die erkenntnistheoretischen Fragestellungen und die Probleme der Logik, die Stellungnahme zu Teleologie und Monismus und Dualismus und anderen verwandten Fragen lassen sich nicht umgehen. Er könnte mithin nur in der Reihe der großen praktischen Lebenslehrer ohne eine feste und umfassendere theoretische Weltanschauung seinen dauernden Platz finden, wie das etwa einem Konfuzius und Buddha beschieden ist. Aber auch hier erheben sich Bedenken. Auch Lebensideale müssen wenigstens eine einheitliche Grundtendenz haben und dürfen nicht in dem Maße zwischen Naturalismus und Idealismus, Egoismus und Altruismus schwanken, wie das bei den Nietzscheschen Grundidealen zu konstatieren war. Lebensideale müssen auch bei all ihrer Erhabenheit über die empirische Wirklichkeit doch nicht ganz ohne Anknüpfungspunkte in ihr sein und sich wenigstens annähernd verwirklichen lassen. Beides aber dürfte vom Übermenschen und der ewigen Wiederkunft nicht gelten. Infolgedessen werden die in ihnen geborgenen widersprechenden Grundtendenzen jene Verknüpfung zersprengen. Der eine Kreis von Menschen wird weiter naturalistisch-egoistisch denken und mit dem Willen zur Macht handeln, ohne sich durch jene idealistischen Einschläge stören zu lassen, der andere aber sich über das natürlich-menschliche Niveau in Kraft des Ewigkeitsgedankens zu erheben suchen. Die besondere Fassung dieser Tendenzen in die Gestalt der Übermenschen und die ewige Wiederkunftslehre wird dann aber nicht mehr bedeuten als der künstliche Barockstil, mit dem ein wunderlich origineller Meister die ruhigen und reinen, die Zeiten überdauernden Formen eines gotischen Domes umgestalten wollte.

Aber mag so für die fortschreitende Geschichte die Gestalt Nietzsches kleiner und immer kleiner werden, für unsere Zeit war und ist sie noch groß genug, um eine verhältnismäßig so ausführliche Beschäftigung zu lohnen, wie wir sie ihr widmeten. Die treibenden Kräfte seiner Zeit zu verstehen, den Menschen, die ihr leuchten ins Auge und ins Herz zu schauen, ist auch keine der akademischen Arbeit unwürdige Aufgabe.





Aberglaube und Zauberei.

Unter diesem Titel ist kürzlich von dem Direktor des psychophysischen Laboratoriums n der Universität Kopenhagen, Dr. Alfred Lehmann, ein umfangreiches Werk heraus-geben worden (2. Aufl. 1908, 665 S., Verlag von Ferd. Enke, Stuttgart), das nicht ür höchst bedeutsam ist für die Beurteilung verschiedener Erscheinungen des modernen istigen Lebens unserer Tage, sondern das ganz allgemein eine reiche Fundgrube genannt werden verdient für die Erforschung der gesamten kulturgeschichtlichen Entwicklung der Menschheit. Es steht ja nicht so, daß diese Entwicklung selbsttätig und gradlinig, bewegt on den immanenten Kräften und Fähigkeiten der Seele, aufsteigt von den niedrigsten tufen des Daseins bis hin zu der höchsten Blüte menschlichen Geisteslebens, so daß wie wa Hegel meinte, These durch Antithese hindurch zu der höheren Einheit der Synthese h erhebt, bis endlich durch solche immer weiterschreitende Entfaltung des Lebens das enken und Erkennen von innen heraus zum höchsten aller Begriffe, der absoluten Idee, langt. Vielmehr sind und bleiben wirksam in aller menschlichen Entwicklung, und sind allen Zeiten maßgebend für ihr Fortschreiten und ihre Gestaltung zwei Faktoren:

Einmal die von außen gegebene, objektiv vorliegende Summe von Erscheinungen nd Tatsachen, die sich mit zwingender Gewalt dem Menschengeist aufdrängen; und da-ben allerdings die subjektiven Funktionen dieses Geistes, die rezeptiv und aktiv tätig e wirkende Außenwelt erfassen, durchdringen und formend gestalten. Und je nachdem n diese subjektive Aneignung der Wirklichkeit seitens des Menschen den Tatsachen ge-cht wird oder nicht, dementsprechend bestimmt sich der Wert der jeweiligen Welterkennt-is und ihr Charakter als wahre oder als Pseudo-Wissenschaft, als Wissen (resp. auf m Gebiet des religiösen Lebens als Glaube) oder als Aberglaube. Und da nun zu len Zeiten eine solche Inkongruenz bestanden hat zwischen Weltbild und Weltauffassung, n auch immer von neuem unbekannte Phänomene des ewig flutenden, wechselnden Lebens den Gesichtskreis der Beobachtung treten, die zunächst von Wenigen nur verstanden, er großen Masse undurchsichtig bleiben, und von ihr deshalb oft falsch gedeutet werden, sehen wir eben zu allen Zeiten neben der Wahrheit den Irrtum herrschend, auf dem nn als wie auf einem dunklen Untergrund die Vorstellungen erwachsen, die sich unter m Begriff des „Aberglaubens" zusammenfassen lassen und die, sobald sie umgesetzt erden in aktive Beeinflussung der sinnlichen oder übersinnlichen Welt, zur Magie führen er Zauberei, wie ebenso das Seitenstück der theoretischen Wissenschaft die Technik ist, nd das Correlat des religiösen Glaubens die Kultushandlung. Und wenn ja nun auch ir die Menschheit allein bedeutungsvoll und für ihre letzte Vollendung allein bestimmend nd maßgebend ist ihr Vorwärtsstreben auf den von wahrer Wissenschaft und Religion ewiesenen Pfaden, so ist es ohne Zweifel doch auch interessant, ja für das Verständnis er verschiedenen Gestaltungen und Bildungen des geschichtlichen Lebens unerläßlich, auch nen Unterströmungen die nötige Aufmerksamkeit zuzuwenden, die aus den Verirrungen es menschlichen Geistes entsprungen, nur zu oft die allgemein menschliche Entwicklung eeinflußt und je nach dem Maß ihrer Bedeutsamkeit den einzelnen Zeitläuften ihren

besonderen Charakter aufgeprägt haben. Diesem Zweck nun will das genannte Werk dienen. Es will als ein Abriß der „Geschichte allgemein menschlicher Irrtümer“ uns ein Bild entwerfen von jenen Ideen und Anschauungen, die z. T. das Denken eines Volkes oder einer Zeit ausschließlich beherrschend, z. T. vor dem Licht wachsender Aufklärung in das Verborgene flüchtend, aber doch nicht weniger wirksam bleibend, gleichsam die Kehrseite wahrer Menschheitsentwicklung darstellen. In zwei großen Abschnitten wird die Untersuchung über diese Erscheinungen des menschlichen Geisteslebens von den Uranfängen der Menschheit her bis auf die Gegenwart fortgeführt, während ein dritter Abschnitt sich mit dem bedeutungsvollsten „abergläubischen“ System der Jetztzeit, dem Spiritismus, eingehend beschäftigt, mit dem endlich der vierte Teil — „die magischen Geisteszustände“ betitelt — prinzipiell sich auseinander setzt.

Es kann nun nicht Aufgabe dieser Besprechung sein, die oben charakterisierten geschichtlichen Untersuchungen des ohne Zweifel hochbedeutsamen Buches inhaltlich zu rekapitulieren. Wer dafür Interesse hat, muß das im Zusammenhang nachlesen; er wird auch sicherlich reichen Gewinn davon haben. Hier aber möge an der Hand des vorliegenden Materials einmal darauf hingewiesen werden, wieviel „Aberglaube“ noch heute auch unter dem „aufgeklärten“ Geschlecht unserer Tage, vorhanden ist, bewußt oder unbewußt, und wie die christliche Religion sich mit all diesen Momenten auseinanderzusetzen hat.

Eine besondere Eröterung wird daneben den Ausführungen Lehmanns über den Spiritismus gewidmet werden müssen und wird zu prüfen sein, was sich dazu ebenfalls vom Standpunkt des Christentums aus sagen läßt.

I.

Bei einer Darstellung modernen Aberglaubens ist vornweg zu bemerken, worauf auch Lehmann hinweist, daß eine solche niemals erschöpfend sein kann. „Der Aberglaube ist nicht nur in jedem einzelnen Lande, sondern auch in den einzelnen Gegenden eines Landes verschieden.“ Auch existiert mancher Aberglaube noch lange als bloße Redensart, nachdem man schon längst aufgehört hat, den Worten eine wirkliche Bedeutung beizulegen (a. a. O. S. 245). Immerhin gibt es doch gewisse, besonders stark hervortretende abergläubische Züge, die bis auf die Gegenwart wirksam geblieben sind und sich nur schwer aus dem Volksbewußtsein ausrotten lassen, und die also noch heutzutage — selbst in gebildeten Kreisen — eine bedeutsame Rolle spielen. Diese kommen für uns allein in Betracht und zwar zeigt es sich dabei, daß sie sich offenbar in zwei verschiedene Kategorien einordnen lassen. Zu den ersten gehören all die naiv-abergläubischen Vorstellungen und Handlungen, die rein heidnischen Ursprungs sind, die im Mittelalter als sogenannte schwarze oder Teufelsmagie verfehmt waren und die — wenn sie auch später z. T. mit christlichem Gepräge verbrämt wurden — doch nichts anderes sind als eben Umgestaltungen uralter, teilweise aus sagenhafter Vorzeit stammender heidnischer (— und darum also meist religiös bestimmter —) Anschauungen. Ihnen aber treten an die Seite solche abergläubischen Ideen, die hervorgegangen sind aus den Gedankenkreisen der gelehrten Magie. Entstanden in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung in Alexandrien, wo die Spekulation griechischer Philosophen sich verband mit morgenländischer — besonders chaldäischer und ägyptischer — Weisheit, weitergebildet bei den Mauren in Spanien, erreichte diese gelehrte Magie ihre Blütezeit etwa im 16. Jahrhundert im Abendland, wo ihre okkulte Philosophie sich mehr und mehr entwickelte zu der Wissenschaft, zur allein gültigen, wissenschaftlichen Welt- und Naturauffassung. Indem dann freilich den ihr zu Grunde liegenden Hauptanschauungen — der Physik des Aristoteles und der Astronomie des Ptolemäus — durch die nach und nach aufeinander folgenden Entdeckungen eines Kopernikus, Galilei und Kepler immer mehr der Boden entzogen ward, mußte das ganze darauf aufgebaute System selbst mehr und mehr einstürzen. Was ein-

Wahrheit" gewesen, es ward so zum Aberglauben. Und doch — verlor damit auch die Magie in jeder Form allmählich aber sicher ihre Existenzberechtigung, dies umsomehr, als nun die wirkliche, moderne Naturforschung anfing ihren Siegeszug anzutreten — was der Menschheit solange viel gegolten hatte, es konnte nicht auf einmal spurlos verschwinden, und so sehen wir denn, wie diese überlieferten, wenn auch von einer neuen Zeit und von der rechtmäßigen Wissenschaft überholten Vorstellungen weiter nachwirken, ja bis in unsere Tage dem Volksglauben anhaften. Aus ihnen ergibt sich dann die zweite Reihe abergläubischer Gedanken, mit denen wir uns hier beschäftigen wollen, und die wir zum Unterschied von jenem zuerst genannten „heidnischen" Aberglauben vielleicht als „wissenschaftlichen" Aberglauben bezeichnen können, wobei allerdings zu bemerken ist, daß die Grenzlinie zwischen beiden eine fließende ist. Wie auch Lehmann hervorhebt, ist schließlich der krasseste, heidnische Dämonen- und Fetischglaube einst auch als Wahrheit, als „Wissenschaft", wenn man so sagen will, angesehen worden und andererseits ist auch die mittelalterliche gelehrte Magie vielfach durchsetzt mit heidnischen Momenten. Immerhin läßt sich doch eine gewisse Differenz zwischen beiden Arten nicht verkennen, die auch für die Beurteilung all dieser Ideen nicht unwichtig ist.

Was nun zunächst den „heidnischen" Aberglauben betrifft, so gehört zu ihm zunächst einmal der noch heute herrschende Glaube an Zwerge und Gnomen und Heinzelmännchen. In den verschiedensten Gegenden findet man ihn noch und hat er überall wohl ein besonderes Lokalkolorit. In der Niederlausitz z. B. hört man hin und wieder von „Hohlriggen" (Hohlrücken) erzählen, die von den Eltern der ältesten Leute selbst noch gesehen sein sollen, die in versteckten Waldhöhlen ein stilles, abgeschiedenes Dasein führend, ab und zu den Wohnstätten der Menschen sich genaht hätten, um Aushilfe in diesen oder jenen Dingen bittend, die geleisteten Dienste aber reichlich vergeltend. Wie aber Lehmann zeigt (S. 35 f. u. a.), weiß schon die chaldäische Dämonologie von solchen Gnomen oder Kobolden zu reden, die „in der Nähe der Menschen hausen, während andere sich gewöhnlich an öden Stellen, in der Wüste oder auf Bergspitzen aufhalten." Es erscheint aber durchaus nicht ausgeschlossen, daß von dorther dieser Glaube gerade auch in den nordisch-germanischen Ländern Eingang gefunden hat und zwar auf dem Umweg über die Finnen, die — wie Lehmann in einer überaus interessanten Untersuchung zeigt (S. 86 f. u. 100 f.) — inbezug auf ihre Religion, Dämonologie und Magie den Chaldäern sehr nahe stehen und augenscheinlich durch sie beeinflußt sein müssen.

Chaldäischen Ursprungs ist ebenso wohl der Glaube an den sogenannten „bösen Blick", der ebenfalls gerade auf dem Lande vielfach vorkommt, durch den die damit Ausgestatteten nach allgemeiner Meinung anderen, zumal auch Tieren Schaden zuzufügen vermögen. Schon bei den Chaldäern aber hören wir, wie gesagt, daß „dem Zauberer sowohl Verwünschungen, als das böse Auge als magische Handlungen zur Verfügung stehen".

„Aus einigen wenigen in Ninive gefundenen Fragmenten (s. S. 53) scheint ferner hervorzugehen, daß die Chaldäer auch die Geomantie, die Auslegung geometrischer Figuren getrieben haben ... Dies geschah wahrscheinlich in der Weise, daß eine Handvoll Sand über eine Fläche hingeworfen wurde; man beobachtete dann die entstandenen Figuren und legte sie nach gewissen Regeln aus. Das ist also der Ursprung zum Weissagen unserer Zauberweiber aus dem Kaffeesatz", wie auch die Grundlage der Punktierkunst, die im Lauf der Zeiten mehr und mehr ausgebildet und in verwickelte Systeme gebracht wurde und die ja ebenfalls heutzutage noch von „klugen Frauen" fleißig geübt wird. Ein Seitenstück resp. eine Abart der Geomantie ist übrigens nach Lehmann das bekannte „Gießen", bei dem man geschmolzenes Wachs oder Blei in kaltes Wasser schüttet, um aus den sich bildenden Figuren Rückschlüsse zu ziehen auf das Ergehen der das Orakel befragenden Person. Wenn dieser noch heut übliche Sylvesterscherz ja gewiß auch von den meisten Ausübenden als das angesehen wird, was er ist, so gibt es immerhin

ohne Zweifel noch eine ganze Anzahl leichtgläubiger Seelen, die allen Ernstes dieser Ar
von Wahrsagekunst ihr Vertrauen schenken.

Und wieviel sachverständige Menschen lassen sich nicht auch heute noch irritiere
und in ihrem Handeln bestimmen, falls ihnen bestimmte Tiere begegnen, eine Katze etw
„über den Weg läuft", worauf sie dann nachher das Mißlingen eines Planes zurück
führen. Der Anklang aber an altheidnische Mantik, wie sie ebenfalls schon bei den Chal
däern geübt ward und sich ähnlich auch in der Divination der Römer fortsetzte, ist dabe
nicht zu verkennen und ist der Grundgedanke offenbar hier wie da, daß durch solch
irdischen Zeichen die Gottheit Warnungen ausspricht, überhaupt ihren Willen zu er
kennen gibt.

Auf dieselbe Stufe gehört auch wohl die Chiromantie, d. i. die Fertigkeit aus de
Linien der Hand zu weissagen, deren Geschichte aber noch sehr dunkel und rätselhaft i
(vgl. a. a. O. S. 213 ff.), die aber ebenfalls noch heute in Ansehen steht und in der be
kanntlich die Zigeuner Meister sind.

Ein weites Gebiet im Reich des Aberglaubens nimmt dann vor allem der Gedank
an Hexen und Hexenkünste ein. Schon oben wurde erwähnt, wie man noch heute manche
Person den sogenannten bösen Blick beilegt; aber es unterliegt keinem Zweifel, daß ma
in manchen Kreisen des Volkes noch weiter geht und — im Geheimen wenigstens —
diesem oder jenem — meistens sind es alte, womöglich mit körperlichen Gebrechen behaftet
Männer oder Frauen — die Fähigkeit zutraut, auf übernatürliche Weise, sei es Böse
zu stiften, sei es wunderbare Heilungen zu vollbringen. So ist es z. B. nichts Seltenes
daß von jemand, der bei Unglücksfällen wunderbar bewahrt bleibt, später das Gered
geht, „er könne mehr!" Erst kürzlich wurde dem Schreiber dieses etwas derartiges gan
ernsthaft versichert, und jeder, der mit unserem Volke in Berührung kommt, wird gewi
schon ähnliche Erfahrungen gemacht haben. Auch das Besprechen, besonders des Blutes
gehört hierher und Lehmann bemerkt dazu mit Recht (S. 578): Es waren keineswe
nur die homerischen Helden, die „das Blut durch Beschwörung zu hemmen" verstanden
dasselbe kommt noch in unseren Tagen vor, allerdings wohl hauptsächlich nur in wenige
aufgeklärten Gegenden, wo man an die Macht eines Zauberspruches noch glaubt."

Allerdings hat sich dieser gesamte Aberglaube zunächst von der Blütezeit de
Hexenwesens her, dem christlichen Mittelalter, lebendig erhalten. Aber wie in dem zu
Besprechung stehenden Werk in überaus lehrreicher Untersuchung nachgewiesen wir
(vgl. S. 73 f. u. 105 ff.), liegt gerade hier der Fall vor, daß durch den Einfluß der mitte
alterlichen Kirche im Grunde nur altheidnische Elemente konserviert und uns überliefer
sind, als welche in Betracht kommen z. B. das Zauberwesen der Naturvölker; ferne
chaldäische und auch griechische Vorstellungen, welch letztere die Begleiterinnen der Hekat
die sogenannten Empusen oder Lamien zu Hexen stempelten, die „die Göttin auf ihre
nächtlichen Ausflügen begleiten und selbst die Gelegenheit benutzen, sich auf Liebesaben
teuer einzulassen" (S. 65).

Der christlichen Kirche in ihren Anfängen lag ja zunächst solcher Glaube völlig fer
und noch auf der Synode zu Paderborn i. J. 785 stellte man den Satz auf: „Derjenige
welcher durch den Teufel verblendet, nach Art der Heiden glaubt, daß jemand eine He
sein kann und deshalb dieselbe verbrennt, wird mit dem Tode bestraft" (S. 105). Da
änderte sich aber fundamental, als durch Thomas v. Aquino (ca. 1250) ein völliger Um
schwung in der allgemeinen Auffassung bewirkt ward und nunmehr das Hexenwesen un
die Zauberei als etwas Reales, tatsächlich Mögliches angesehen zu werden begann, welch
Neuerung dann die furchtbaren Hexenprozesse des Mittelalters als traurige Folgeer
scheinung zeitigte.

Ganz analog ist die Entwicklung des Dämonen-, Teufels-, Spukglaubens vor si
gegangen. Obwohl zunächst prinzipiell vom Christentum überwunden, das den lähmende
Bann zerbrach, der infolge der Dämonenfurcht auf der Menschheit lag, haben diese Vor

llungen es dann doch verstanden, sich auch im christlichen Denken ihren Platz zurückzu-
obern, wieder eingeführt teils von den, an die jüdische Theologie anknüpfenden Kirchen-
tern (so besonders Lactantius), teils begünstigt durch die herrschende alexandrinische
hilosophie (Philo und die Neuplatoniker). So wurden, wie Lehmann in dem diesbe-
glichen Abschnitt schreibt (S. 76 ff.): „Religion und Wissenschaft, Christentum und
hilosophie darin einig, daß man die Dämonen als existierende Wesen annahm und
r mit Hilfe von Dämonen ausgeübten Zauberei wirkliche Bedeutung beilegte."

Daß aber solche Geister- resp. Gespensterfurcht ebenfalls noch heute in alter Kraft
steht, darüber brauchen wir wohl weiter kein Wort zu verlieren.

Die natürliche Konsequenz solchen Aberglaubens mußte selbstverständlich sein die
usbildung aller möglichen Abwehr- bezw. Beschwörungsmaßregeln, das Aufkommen
er offiziellen, kirchlich-approbierten, rechtgläubigen Magie (sogen. „weiße Magie"), nur
ß an Stelle der alten heidnischen Zauberformeln andere Mittel, besonders Schriftstellen,
ten. „Vor allem hat," wie wir bei Lehmann lesen (S. 77), „der Name Jesu eine
gische Wirkung auf alles Teufelswesen" ... Ebenso ist „die Besprengung mit geweihtem
asser ‚Weihwasser' ein äußerst kräftiges Schutzmittel, das einen vernichtenden Einfluß
f das Unwesen der Dämonen ausübt" ... „Man hatte auch Talismane; der, welcher
‚agnus dei', ein ‚Gotteslamm' besaß, war wider die meisten Widerwärtigkeiten, die
em Menschen zustoßen können, gesichert, hatten solche doch eine Zauberkraft, wie kaum
s der kräftigsten Talismane der alten Chaldäer."

„Die Kirche verfertigte auch Amulette; dazu dienten die Reliquien der Heiligen,
in Ringe oder andere Schmuckgegenstände gefaßt wurden und ihre Träger gegen alle
glichen Unglücksfälle sicherten. In den heidnischen Zeiten pflegte man Prozessionen
gs um die Äcker und Weinberge zu veranstalten, und die Priester segneten diese, um
e glückliche Ernte zu sichern. Diese Sitte wurde aufgenommen und natürlich mit rein
istlichem Gepräge ausgeführt. Ja, die Nachbildung oder Abänderung der heidnischen
remonien ging soweit, daß man sogar die Abzeichen der Würde für die christlichen
amten aus dem Heidentum aufnahm. Der Krummstab der römischen Bischöfe ist aus
n Amtszeichen der heidnischen Auguren hervorgegangen."

Für die Weiterbildung der Heilkunst mußte das alles natürlich eine verhängnis-
lle Bedeutung haben (s. a. a. O. S. 78); doch interessiert uns das hier weniger, viel-
hr wenden wir uns nach dieser Zusammenstellung noch heute existierenden „heidnischen"
erglaubens der zuvor charakterisierten zweiten Art von abergläubischen Anschauungen
die wir unter dem Namen „wissenschaftlicher Aberglaube" zusammenfaßten. Hierhin
hören also alle die Ideen und Begriffe, die als Überreste einer früheren, von der fort-
reitenden Naturerkenntnis als irrig erwiesenen Welt- und Naturauffassung noch irgend-
e im Volksbewußtsein haften geblieben sind und die trotz aller Aufklärung und allen
seren Wissens der Jetztzeit ihre mehr und weniger bedeutsame Rolle weiterspielen.

So war es z. B. ein lange Jahrhunderte hindurch feststehender Satz der „Wissen-
aft", daß die Gestirne bestimmend einwirken auf alle Begebenheiten der Geschichte wie
s einzelnen Menschenlebens. Hatte man doch schon früher erkannt — so die Chaldäer
a. O. S. 46) — „daß der Wechsel der Jahreszeiten sowie deren Einfluß auf alle Lebe-
esen durch die Stellung der Sonne zu den übrigen Himmelskörpern bedingt ist." Das
tte dann zu dem allerdings übereilten Schluß geführt, daß dieser Einfluß der Sterne
ch weiter reiche, daß von ihm abhängen müsse auch das Schicksal der Menschenwelt
e des einzelnen Individuums. Und da man ferner beobachtet hatte, „daß diese Kon-
llationen der Himmelskörper regelmäßig und periodisch wiederkehrten, so folgte — an-
einend — hieraus, daß alle Begebenheiten in der Natur und im Menschenleben nach
erlauf einer kürzeren oder längeren Zeit sich ebenfalls beständig wiederholen müßten.
ichnete man die Ereignisse unter einer bestimmten Konstellation bei einer bestimmten
ellung der verschiedenen Himmelskörper auf, so müßte man voraussagen können, wenn
ese Ereignisse wieder eintreffen würden, nämlich dann, wenn dieselbe Konstellation sich

am Himmel zeigte“ (S. 46). Oder was dasselbe sagen will, man schien imstande sein z
können, aus solchen Konstellationen der Sterne beim Augenblick der Geburt eines Men
schen sein Ergehen und sein späteres Leben im Voraus zu bestimmen. Diese Wissenscha
der „Astrologie“, diese Berechnung des „Horoskopes“ ist dann allmählich immer weit
ausgebildet worden, und sie hat ihre Blütezeit gehabt ebenfalls im Mittelalter (S. 20
bis 212). Und dieser Glaube an den bedeutsamen Einfluß der Gestirne auf alles mensch
liche Leben ist ja dann auch heute noch ziemlich allgemein herrschend und festgewurze
im Bewußtsein des Volkes. Daraus erklärt sich z. B. die Annahme besonderer Glücks
oder Unglückstage (unter letzteren der Freitag, der 13. jeden Monats usw.), die sch
bei den Chaldäern und besonders den Ägyptern in Geltung war (s. S. 49 u. 157); darau
auch die Rücksichtnahme auf den Mond, die es erfordert, bestimmte magische Handlunge
z. B. das Besprechen, nur bei zunehmendem Mond vorzunehmen; daraus die mit de
Erscheinen merkwürdiger Himmelsvorgänge (der Kometen!) verbundene Vorstellung vo
drohenden Unglückszeiten (s. S. 430 ff.); darauf beruht endlich auch wohl „die Fabel, da
das Nachtwandeln durch den Mond verursacht werde“ (Mondsucht!), die, wie Lehman
zeigt (S. 511 f.), ebenfalls „vor einer strengen Kritik nicht standhalten kann“, sondern ebe
auch — ein Aberglaube ist.

Eine andere, ebenfalls bedeutsame „wissenschaftliche“ Anschauung des Mittelalter
die für die Folgezeit wichtig wurde, ist sodann die sogenannte Lehre von der Sympathi
und Antipathie der Dinge in der Natur. Schon in der neuplatonischen Philosophie sta
berücksichtigt, ist sie vor allem von einem der hervorragendsten Vertreter der mittelalte
lichen Magie, Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim (1456—1535), in ein Syste
gebracht und bis ins Einzelnste ausgebaut worden und hat dann lange Zeit das gan
Denken der mittelalterlichen Gelehrtenwelt bestimmt. Das Ziel, das sich Agrippa setz
war nach Lehmann dabei dies: Er wollte „die Magie aus einem übernatürlichen Wisse
in ein natürliches Wissen auf dem Gebiete der Physik, Mathematik und Theologie um
wandeln, die magischen Handlungen sollten keine geheimen Künste sein, sondern natürlich
Anwendungen jener Wissenschaften“ (S. 194). „Alle magischen Wirkungen beruhten s
nach nach seiner Auffassung auf den okkulten Eigenschaften und Kräften der Dinge. Die
zeigten sich besonders darin, daß ein jedes Ding vom Gleichartigen Kräfte an sich zo
und zwar nicht nur in den elementaren, sondern auch in den höheren Welten, währen
das Ungleichartige sich abstieß“ (S. 227). Diese Annahme hat dann mehr als zwei Jahr
hunderte lang als umfassendes Naturgesetz gegolten und mußte „zur Erklärung aller d
Naturgesetze dienen, über die man sich sonst keine Rechenschaft ablegen konnte.“ D
Konsequenzen, die sich daraus ergaben, mußten freilich — gewollt oder ungewollt —
den abenteuerlichsten Gedanken führen, besonders als ein anderer hervorragender Ve
treter der Geheimwissenschaften, Aureolus Philippus Theophrastus Bombastus von Hohe
heim-Paracelsus (1493—1541) es unternahm, Agrippas Theorie speziell auf dem Gebi
der Medizin durchzuführen, und nun weiter seine Lehre von den „Arcana“ und de
„Sympathiemitteln“ entwickelte. „Da alle gleichartigen Dinge ihre Kräfte gegenseiti
anziehen, so kann man eine Krankheit auch dadurch heben, daß man einige Krankheit
stoffe auf ein anderes Wesen, eine Pflanze oder ein Tier, überführt. Geschieht dies unte
Beobachtung gewisser Vorsichtsmaßregeln, so werden die entfernten Stoffe die gan
Krankheit an sich ziehen; sie geht auf die Pflanze oder das Tier über, und der Mens
wird gesund. Die Methode heißt „durch Sympathie heilen“ (S. 233 a. a. O.). D
empfohlenen Sympathiemittel sind dabei überaus zahlreich, und wenn nun auch — un
damit kehren wir zu unserer eigentlichen Aufgabe zurück — diese ganze Anschauung läng
veraltet und von der modernen Wissenschaft abgetan ist — im Volksbewußtsein ist
als eine Unterströmung doch noch vorhanden und hat sich da mit großer Ausdauer
behaupten gewußt. Nimmt doch das Heilen „durch Sympathie“ einen breiten Raum e
im Kurpfuschertum unserer Tage und wissen doch auch die klugen Frauen der Jetztz
noch viele Sympathiemittel und wenden sie an (s. a. a. O. S. 224).

Übrigens hat sich im Zusammenhang mit dieser Lehre von der Sympathie in der
atur endlich auch die Vorstellung von der Wünschelrute gebildet, die, wie Lehmann
hauptet (S. 236 ff.), „jedenfalls in der Form, wie sie in Europa angewandt wurde, das
zte Glied des großen magischen Apparates ist. Es ist diese Idee, daß die in Form
es Y gabelartig geschnittenen Zweiges bestimmter Bäume durch verborgene, unter-
dische Wasser- oder Metalladern angezogen werden, dabei wohl so allgemein bekannt,
aß wir nicht weiter auf sie einzugehen brauchen und im übrigen auf Lehmann (a. a. O.
. 236 ff. u. 449 ff.) verweisen können. —

Wir treten vielmehr nun an den zweiten Teil unserer Aufgabe heran, der
eleuchtung dieser ganzen Welt des Aberglaubens vom Standpunkt des christlichen
laubens aus.

Soweit unser zur Besprechung stehendes Werk in Frage kommt, verzichtet dieses
iner ganzen Tendenz nach im allgemeinen auf eine solche Auseinandersetzung. Nur an
ei Stellen finden sich bemerkenswerte Auslassungen in dieser Hinsicht, indem es einmal
n der alttestamentlichen Zeit heißt: „Unter allen Völkern der alten Zeit hat wohl keines
ch so frei vom Aberglauben und jeder daraus entspringenden Zauberei gehalten wie
e Juden. Die jüdische Religion, der ausgeprägteste Monotheismus, der jemals existiert
at, erkannte kein geistiges Wesen, weder gutes, noch böses, neben Jehova, dem Schöpfer
nd Erhalter der Welt, an.“ (S. 69.) Wenn ihnen auch Aberglaube und Zauberei nicht
emd blieben und, je mehr sie mit den umliegenden heidnischen Völkern in Berührung
men, nicht fremd bleiben konnte, so war doch „Zauberei zu treiben für die Juden
eichbedeutend mit Götzendienst und somit ein Abfall von Jehova. Götzendienst und
auberei werden im Gesetze Mosis auch stets zusammengestellt, beides ist streng ver-
oten.“ (S. 70.)

Ebenso bemerkt Lehmann vom Christentum, daß es „eine wahre Befreiung brachte“
on der Furcht vor den Dämonen. „Die Christen konnten sich zwar nicht ganz frei
achen vom Aberglauben ihrer Zeit; sie hielten fest am Glauben an die Dämonen; aber
 lag in der Natur des Christentums selbst, im Glauben an den allmächtigen Gott, daß
le niederen Geister dem gegenüber ohnmächtig sein müßten, der seine Zuflucht zu dem
inen wahren Gott nehme. Die Macht der Hölle war vorläufig dadurch gebrochen, daß
e Macht der Dämonen überwunden war.“ (S. 73.)

Beide Beobachtungen sind durchaus richtig und zutreffend und ihnen uns an-
schließend, müssen wir von vornherein festhalten, daß prinzipiell auf dem Boden der
ffenbarungsreligion kein Platz ist für Zauberei und Spuk, für Hexen- und anderen
berglauben irgend welcher Art. Das alles sind vielmehr Gebilde der natürlichen oder
ernunftreligion der Menschheit und lediglich Surrogate für das natürliche Bedürfnis
es Menschen nach einer Beziehung zur unsichtbaren, übersinnlichen Welt. Beachten wir
nn übrigens diesen Unterschied zwischen Offenbarungs- (gegebener) und Vernunft- (selbst-
ebildeter) Religion recht, so wird sich daraus ein sicheres Kriterium des Aberglaubens
geben: Wo immer der Mensch aus dem Gefühl seiner Abhängigkeit von einem höheren
Wesen heraus, und in dem Verlangen nach Sicherung seiner Existenz, nach festen Garan-
en seine Wohlfahrt und Glückseligkeit selbsttätig — aus sich heraus die ihm überlieferten
der irgendwie überkommenen unklaren Vorstellungen der Gottheit nach seinen mensch-
chen Ideen und Begriffen sich bildet, da haben wir es mit Aberglauben zu tun, und
it Zauberei da, wo er aus jenem Vorstellungskreis heraus es versucht, diese Gottheit
 bestimmen und seinen jeweiligen Wünschen dienstbar und sich willfährig zu machen.
s geht also nicht an, wie Lehmann es tut, auch bei den Naturvölkern und auf der
tufe der primitivsten Naturreligion von einem „Glauben“ zu reden und es so darzu-
ellen, als ob die religiösen Anschauungen, die bei jenen in Gültigkeit waren, überhaupt
 diesen Namen verdienen, so daß sie dann erst im Lauf der Entwicklung, als eine höhere
rkenntnis und geistige Auffassung der religiösen Wahrheit sich durchsetzte, zum „Aber-

glauben" degradiert wären. Das sind sie ja an und für sich gewesen, und insofern sind auch die Grenzen des Aberglaubens durchaus nicht so schwankend und unbestimmt, wie Lehmann es meint. (S. 7.) Ausgehend von dem Satz, daß die Wissenschaft sowohl wie die Religion sich weiter entwickle und fortwährend Änderungen durchmache, kommt er zu dem Schluß, daß z. B. das, was von einer bestimmten Kirche zu einer Zeit als uner- schütterliches Dogma hingestellt werde, hundert oder tausend Jahre später als gefährlicher Aberglaube verworfen und aufs heftigste von der Kirche verfolgt werden könne. Dem kann man nur mit einem gewissen Vorbehalt zustimmen und es gilt dies höchstens von der allerdings einer Entwicklung und Wandlung unterliegenden menschlichen Auffassung der Religion, auch der christlichen, und der mehr und mehr fortschreitenden Fruchtbar- machung ihrer Ideen. Die christliche Religion als solche bleibt davon unberührt; denn träfe auf sie jene Behauptung zu, so stünde ja schließlich der christliche Glaube selbst in Gefahr einer möglichen „Degradierung", und würde dadurch der Meinung Vorschub ge- leistet, als könne unter Umständen auch der spezifische Inhalt des Christentums als unhalt- bare Vorstellung sich erweisen und die christliche Religion selbst auf die Stufe einer über- lebten Anschauung, eines „Aberglaubens" herabgedrückt werden. Wir wissen nicht, ob Lehmann zu einer solchen Konsequenz neigt, es geht aus dem vorliegenden Werk nicht hervor. Jedenfalls muß, um Mißverständnissen vorzubeugen, auf das entschiedenste be- tont werden, daß eine Entwicklung in diesem Sinn ausgeschlossen ist, weil der Charakter als geoffenbarte Religion das Christentum als absolute Wahrheit gewährleistet. Darum haben wir denn auch vom Standpunkt christlicher Erfahrung und Erkenntnis aus betrachtet einen durchaus sicheren und festen Maßstab zur Definition abergläubischen Wesens: Es ist dazu alles zu rechnen, was sich in Widerspruch setzt mit der geoffenbarten Gottes- erkenntnis, wie sie in der allein maßgebenden Urkunde des Christentums — der Heiligen Schrift — vorliegt, und zwar was sich in Widerspruch dazu setzt, teils infolge einer fal- schen, irrigen Auffassung derselben, teils infolge des Einflusses, den überlieferte und tief eingewurzelte natürlich-menschliche Vorstellungen von der übersinnlichen Welt ausüben — m. a. W. es ist der heidnische Einschlag des Christentums, der, wo er sich zeigt, als Aber- glaube verurteilt und überwunden werden muß.

Völlig zustimmen kann man dagegen dem, was Lehmann in Bezug auf das Ver- hältnis des Aberglaubens zur Wissenschaft sagt. Von dieser aus gesehen, muß alles dem Aberglauben zugewiesen werden, was sich „in Widerstreit setzt mit der wissenschaftlichen Auffassung einer bestimmten Zeit von der Natur". Da aber diese Naturerkenntnis im Lauf der Jahrhunderte sehr wandelbar gewesen ist und es auch wohl bleiben wird, so- lange die Erde steht, und der menschliche Geist sich abmüht, in die innersten Geheimnisse der Natur zu dringen, so ist hier allerdings die Grenze zwischen Wissen und Aberglaube eine fließende und kann da sehr wohl das, was heute als richtig gilt, in einer späteren Zeit, wenn eine andere, neue und tiefere Erkenntnis der in Frage stehenden Probleme durchgedrungen ist, falls es dann dieser zum Trotz doch noch festgehalten wird, zum „Aberglauben" herabsinken, wenngleich um der Deutlichkeit der Sache willen man für diese Art des Aberglaubens besser den Namen „Aberwissen" gebrauchen sollte, um klar- zustellen, daß eine solche Verirrung des menschlichen Geistes eben auf dem Gebiet des Wissens und nicht des Glaubens liegt.

Es wird sich dadurch auch ihre Beurteilung wesentlich erleichtern. Denn alle diese Erscheinungen, so ungerechtfertigt und verhängnisvoll sie unter Umständen sein können, sind doch zunächst nicht an und für sich sittlich bedenklich. Die verschiedenen Heilmethoden mit Sympathie z. B. oder auch die Anwendung der Wünschelrute, selbst rein astrologische Systeme und Vorstellungen, über deren Unzulänglichkeit und Haltlosigkeit der wissenschaft- lich Gebildete der Jetztzeit nicht einen Augenblick im Zweifel ist, werden den, der aus irgend einem Grunde an ihnen festhält, in keiner Weise sittlich gefährden; das tun sie erst durch eine etwaige Verquickung mit religiösen Momenten. Aber sonst ist es schließ- lich Sache der Überzeugung oder des Geschmackes, ob man all diesen Dingen eine ernst-

ifte Bedeutung beimessen will. Auch wird man höchstens von seiten der heute gültigen, issenschaftlichen Erkenntnis, auf Grund der derzeitigen Forschungsergebnisse gegen solche ralteten und durch eine bessere Einsicht überholten Theorien Verwahrung einlegen können. abei ist sicherlich auch der Fall durchaus möglich und denkbar, daß in manchen dieser ltertümlichen Anschauungen gewisse Wahrheitsmomente verborgen liegen, die vielleicht utzutage noch nicht einmal recht gewürdigt werden, und die völlig ans Licht zu stellen it einer späteren Zeit vorbehalten ist, so daß dann manches, was heute als „Aber-issen" angesehen wird, auf einer noch höheren Stufe der Erkenntnis in gewisser Weise d in anderer Form durchaus wieder zu Ehren kommen kann. Auch von dieser Er-igung aus wird darum das Urteil über all diese Anschauungen immer ein vorsichtiges d gemäßigtes sein müssen. Das Phänomen der Wünschelrute z. B. führt Lehmann f rein psychisch-subjektive Momente zurück (vgl. das von ihm über Zitterbewegungen esagte S. 438 ff. u. 450). Aber er selbst muß zugeben, daß daneben noch anderes — e Radioaktivität des Erdbodens etwa mitspielen könne, und wenn das zurzeit auch nur ie „recht zweifelhafte Hypothese" ist, so kann sich diese Hypothese eben doch schließlich s durchaus begründet erweisen und so die Anwendbarkeit der Wünschelrute, die heute elfach als Aberglaube bewertet wird, außer Frage stellen.

Ganz anders verhält es sich dann freilich mit all den Meinungen und Vorurteilen, andlungen und Gebräuchen, die zum Bereich des reinen **Aberglaubens** gehören, bei nen also der religiöse Charakter durchaus im Vordergrunde steht. Ihnen muß christ-herseits jede Berechtigung abgesprochen werden, und man kann sie als sittlich gefährlich d religiös minderwertig nicht scharf genug an den Pranger stellen. Das wird ohne eiteres klar, wenn wir im Gegensatz zum Aberglauben uns zunächst das Wesen des laubens in Kürze vergegenwärtigen, dessen Verderbung bezw. natürlich-menschliche Unter-römung jener ja darstellt.

Der Glaube aber ist nichts anderes als die Beziehung des Menschen zu dem bendigen Gott, da er, ergriffen von dem ewigen und allmächtigen Liebeswillen des eiligen und Gerechten, in herzlichem Vertrauen Seiner Leitung und Führung voll und nz und ausschließlich sich hingibt und die Förderung des Reiches Gottes zum Zweck nes Lebens und zum Ziel seines Strebens annimmt. Wie also einerseits der Glaube schließt eine Summe von Erfahrungen, die der Mensch von dem Walten des ihm sich fenbarenden Gottes macht, so zielt er andererseits ab auf die Gestaltung des ganzen bens nach Maßgabe der Autorität, die in seiner Glaubenserfahrung sich ihm als die chste und absolute kund getan hat. Beides aber liegt durchaus auf dem Gebiet des istigen Lebens. Geistiger Art ist die Offenbarung Gottes, tritt an uns heran, indem durch den geschichtlich gegebenen Inhalt der Heiligen Schrift sich uns vermittelt; istiger Art sind auch die Wirkungen solcher Offenbarung, indem sie die ganze Richtung d den Charakter unseres Wollens bestimmend beeinflußt und so zur Betätigung christ-h-sittlichen Lebens uns drängt. So ist für den Christen, wenn er wirklich im „Glauben" ht, der Umkreis des Lebens vollkommen geschlossen. Auf der einen Seite empfängt er n dem, der die letzte und höchste, dabei auch die einzige geistige Autorität für ihn ist, n seinem Herrn und Meister, die Fülle alles Segens und aller Kraft, und auf der deren, da setzt er in seinem jeweiligen Stand und Beruf das Empfangene um in sitt-he Tat, die dem Aufbau des Reiches Gottes dient. „Der Glaube, der durch Liebe tig ist," so bezeichnet darum Paulus im Galaterbrief (5, 6) die Summe christlichen bens. Da ist es denn ohne weiteres klar und einleuchtend, daß, abgesehen von den unktionen des natürlichen Lebens, für andere Beziehungen des Christen zu anderen ächten irgend welcher Art ein Raum nicht bleibt. Denn der Christ kennt eben nur ott, den höchsten Herrn, zu dem er in Beziehung tritt nur durch Glauben und Gebet, d der das eine allgemeine Ziel aller Weltentwicklung ist, und neben Ihm die von Ihm hängige, natürlich-kreatürliche Welt, die aber ganz unter Gottes Leitung steht und ren einzelne Erscheinungen dienen müssen zu Mitteln, um das Reich Gottes seiner end-

lichen Vollendung zuzuführen. Was also dem Christen widerfährt, es kommt aus Gott[es] Hand allein und soll ihn wieder führen hin zu Gott.

Nun weiß freilich die Heilige Schrift selbst von einem Reich der Finsternis z[u] reden, von einem Geistesfürsten widergöttlicher, satanischer Art, von „Fürsten und Ge[]waltigen, die in der Finsternis dieser Welt herrschen", von „bösen Geistern unter de[m] Himmel" (vgl. Ephes. 6, 12). Wird damit nicht die Kette des rein geistig sittlich-religiös[en] Lebens durchbrochen und dem ganzen Spuk- und Gespensterwesen Tür und Tor geöffne[t?] Darauf ist zu erwidern, einmal, daß all diese Gedanken der Schrift vom Teufel un[d] seinem Reich aufs engste zusammenhängen mit der Erscheinung der Sünde, des Böse[n]. Dieses aber ist wieder durchaus zu werten als eine Anormalität des geistig-sittliche[n] Lebens, die, durch den Mißbrauch der gottgegebenen Willensfreiheit verursacht, sich z[u]gespitzt hat zu einer geistigen, widergöttlichen Macht und Größe. Und wenn diese nu[n] auch sehr wohl als personifiziert gedacht werden kann und muß, so macht sie sich doch — abgesehen von besonderen Zeiten göttlicher Offenbarung, wo auch ihr eine besonde[re] Wirksamkeit gestattet werden mag — im gewöhnlichen Lauf der Dinge auch nur gelten[d] in der Art und Weise allen geistigen Lebens, d. h. durch den geschichtlich vermittelte[n] Einfluß, den der Reiz eines un- und widergöttlichen Lebens auf den Einzelnen ausüb[t]. Sichtbare Kundgebungen böser Geister und Dämonen sind damit aber keineswegs gese[tzt] und gegeben. Wo etwas derartiges in der Heiligen Schrift angedeutet zu sein schein[t], wird nachzuprüfen sein, ob das nicht auf Rechnung der jeweiligen Zeitvorstellungen z[u] setzen ist, dem die biblischen Autoren sich natürlich auch nicht haben entziehen könne[n]. Oder es ist — wie schon gesagt — hinzuweisen auf den besonderen Offenbarungscharakte[r], den ihre Zeit getragen hat.

Vor allen Dingen aber — und damit kommen wir zu dem Hauptpunkt unser[er] Erwägung — bleibt der Glaube als solcher davon unberührt. Er bringt ja gerade, w[eil] er den Menschen hineinstellt in die alleinige Abhängigkeit von Gott und in die allein[ige] Beziehung zu Ihm, die Erlösung wie von der Sünde so von den widergöttlichen Mächte[n] und Kräften, die sich der alles andere ausschließenden Herrschaft des Reiches Gott[es] entgegenstellen. Und wer im Glauben der Gnade seines Gottes und Heilandes gew[iß] geworden ist, ist darum frei von ihrem Bann und ihrem geistig wirksamen Einfluß. F[ür] ihn gibt es nur eine bewegende, treibende Kraft in der Welt und im Leben: Das Wirk[en] des allmächtigen Gottes; und gibt es nur eine Aufgabe und einen Zweck: Ihm zu diene[n] und in der Gemeinschaft des Geistes mit Ihm zu bleiben und zu wachsen. Wo al[so] Furcht ist vor Spuk und Dämonen, da ist kein Glaube; und wo Zauberei herrscht irge[nd] welcher Art, da ist kein Wille, Gott zu dienen mit aller Kraft Leibes und der Seele, [in] guten wie in bösen Tagen. So ist also Aberglaube, wie auch immer er sich äußern u[nd] sich nennen mag, nichts anderes als Leben ohne Gott, nichts anderes als ein Zerrb[ild] religiösen Lebens, oder wie Paulus sagt: „Was nicht aus dem Glauben gehet, das [ist] Sünde." (Röm. 14, 33.)

In dem hier behandelten Werk ist dies nun freilich in keinerlei Weise bekannt u[nd] hervorgekehrt, und man wird vom Standpunkt des christlichen Glaubens darin einen g[e]wissen Mangel sehen müssen. Doch lag es wohl nicht in der Tendenz des Verfasse[rs], der mehr von rein wissenschaftlichen Gesichtspunkten ausgeht und dessen Absehen von h[ier] aus auf die Auseinandersetzung mit einer bestimmten modernen Erscheinung des geistig[en] Lebens gerichtet ist, auf die Auseinandersetzung mit dem Spiritismus.

(Schluß folgt im Dezemberheft.) G. Nägler.

Gründung einer apologetischen Gesellschaft.

Eine bedeutsame Anregung bringen die freundlichst an uns gerichteten Zeilen des Herrn Buchhändlers P. in A.: „Wie wäre es, darauf hinzuwirken, daß über viele Orte Deutschlands ausgebreitet, eine „Apologetische Gesellschaft“ sich bildete? — Ich weiß als geeigneten Sammelnamen und Panier keine bessere Bezeichnung als „Apologetische Gesellschaft“, weil ich jeden charaktervollen, denkenden Menschen, der innerhalb seines Berufes und seiner Lebensstellung sich ablehnend verhält gegen die pantheistischen Grundsätze, die sich in alle Verhältnisse, sowohl theoretisch als praktisch geltend, überall einzudringen und sich breit zu machen suchen, als einen in apologetischer Stellung Befindlichen betrachte und ich annehme, daß ein solcher sich nicht auf den Isolierschemel setzen will und sich bewußt ist: es gilt einen gemeinschaftlichen Kampf um die höchsten Güter.

Darum ist ein Netz notwendig von freien Vereinigungen, die den Charakter einer Gesellschaft, nicht eines Vereines an sich tragen, ausgebreitet über die Städte Deutschlands, um, ohne großen Apparat von Statuten und Paragraphen, von Zeit zu Zeit, aber regelmäßig, gesellschaftlich sich zusammenzufinden, um in freiem Verkehr näher sich kennen zu lernen und gegenseitig seine Gedanken austauschen zu können.

Bringen Derartiges die verschiedensten Interessen-Gruppierungen fertig, können historische, naturwissenschaftliche und ähnliche Vereine 2c. 2c. Abende ausmachen, in denen man sich rein gesellschaftlich (mit allem Ausschluß von Vergnügungen) zusammenfindet und gegenseitig persönlich nähert, warum sollte es nicht möglich sein, Leute, die in der Hauptsache einig sind, in ihrem Wollen und Fühlen so viele gleiche Berührungspunkte haben, völlig bewußt werden zu lassen, wie wohltuend es ist und welchen Wert es hat, sich in einer geistigen Atmosphäre zu bewegen, die erfrischend und aufmunternd wirkt.

Nicht alle sind Vereinsmenschen und manche sind an so vielen gemeinnützigen Vereinen beteiligt (von bloßen Vergnügungs- und ähnlichen Vereinen sehe ich ganz ab), so daß sich solche sagen, ich muß nicht überall dabei sein. Was viele begehren und verlangen, ist: Gelegenheit zu haben (wie viele stehen doch vereinzelt da!) **an Ort und Stelle**, ausgespannt von ihrer Berufsarbeit, in geselligem Verkehr, sich in einem Kreise zu bewegen, von dem man weiß und versichert sein darf: hier existiert eine gemeinschaftliche Grundlage, in dem, was einem heilig ist.

Der Name „Apologetische Gesellschaft“, meine ich, ist am Platze und läßt sich rechtfertigen, auch wenn man nicht *systematisch* Apologie wissenschaftlich und vereinsmäßig treibt, vielmehr schon dann, wenn alle Teilnehmer der geselligen Vereinigung für christliche Sitte und christliche Weltanschauung in ihrer Lebensführung und Betätigung einstehen.

Apologetisches Verhalten und Betätigung *im Leben*, nicht Entwicklung einer apologetischen Beredsamkeit wird in solchen geselligen Erholungsstunden den richtigen Ton und Verkehr zustande bringen.“ —

Ohne dem Urteil unserer Leser vorzugreifen, die wir um eine vielseitige und eingehende Stellungnahme zu dem gemachten Vorschlage bitten, gestatten wir uns zunächst nur ergänzende Bemerkungen, die vielleicht geeignet sind, die geäußerten Ideen einer Verwirklichung näher zu rücken. Wir sind mit dem Herrn Einsender ganz darin einig, daß es sich mindestens zunächst nicht um die Gründung eines neuen Bundes handeln kann, für den ein großer Apparat entfaltet und reichliches Geld gesammelt werden müßte. Vielmehr kommt es darauf an, an verschiedenen Orten in loser Form interessierte Kreise zu sammeln, die später möglicherweise miteinander in Fühlung treten könnten. Andererseits aber dürfte es auch nötig sein, irgend einen Anhaltspunkt für die Auswahl der Einzuladenden zu haben und für die Zusammenkunft ein bestimmtes Thema anzugeben. Sonst würden doch wieder nur die zusammenkommen, die schon bisher in gesellschaftlichem Verkehr miteinander standen, und die Unterhaltung eine uferlose und darum unbefriedigende

werden. Wir schlagen darum vor, daß sich zunächst einmal die Freunde und Leser von „Glauben und Wissen" an einzelnen größeren Orten zusammenfinden. Die Aufforderung dazu könnte durch unser Blatt, aber auch durch eine der dortigen Tageszeitungen geschehen. Diejenigen, die sich an einer solchen Zusammenkunft beteiligen wollten, hätten ihre Adressen einem Vertrauensmann einzusenden, der ihnen eine Zusammenkunft mit Angabe des Tages und des Ortes vorzuschlagen hätte. Als Thema der ersten Versammlung könnte eine der Veröffentlichungen in „Glauben und Wissen" als Unterlage der Diskussion genommen werden. Ich habe neulich in dieser Richtung einen Versuch mit sehr erfreulichem Erfolge gemacht. Besonderes Augenmerk verdient vielleicht die „Sammlung moderner Angriffe" und zwar in der doppelten Hinsicht, daß man sich in Bezug auf die Widerlegung der schon veröffentlichten eingehender unterhielte, wie daß man gerade in dem betreffenden Kreise und Orte erfolgte und als besonders schwerwiegend empfundene Angriffe diskutierte. Gegebenenfalls würde einer der Teilnehmer die Resultate einer solchen Besprechung zusammenstellen und uns zur Veröffentlichung zusenden. Wir bitten herzlich, daß es unsere Freunde einmal mit einem solchen Versuche wagen und uns möglichst sofort nach Empfang dieser Nummer von ihrem Entschluß Mitteilung machen.

Grützmacher.

Eingesandte Bücher.

Die Redaktion übernimmt keinerlei Verpflichtung, unverlangt zugehende Bücher zu besprechen; sondern wird sich von jetzt ab dem größten Teile gegenüber mit einer Nennung an dieser Stelle begnügen müssen.

B. Marr, Altjüdische Sprache — Metrik- und Lunartheosophie. I. Teil: Betonung, Metrik. Einzelbeispiele; Psalm 1—6, Exodus 15, Deborahlied, Lied der Sulamith. 1907. II. Teil. Die Geschichte des Königs Hisak-Jehu. 1909. Dux, Verlag von C. Scheithauer.

J. Vetter, Das Problem des Leidens. Geisweid W., Verlag der deutschen Zeltmission. 20 Pfg.

L. Tiesmeyer, Pastor prim. a. D. in Cassel, Die Erweckungsbewegung in Deutschland während des XIX. Jahrhunderts. Heft XI. Die Provinzen Pommern und Schleswig-Holstein. Cassel, Verlag von E. Röttger.

Übersichtskarte der Evangelischen Kirche A. u. H. B. in Österreich. Herausgegeben vom k. k. evangelischen Oberkirchenrate. Preis auf Leinwand gespannt 8,50 Mk. Kommissionsverlag der Hof-Kartographischen Anstalt G. Freytag & Berndt, Wien VII/1.

C. Thieme, Professor der Theologie in Leipzig, Die Theologie der Heilstatsachen und das Evangelium Jesu. Ein Wort zur Beruhigung über die moderne Theologie im Kampf um die Zwickauer Thesen der sächsischen Lehrerschaft. Verlag von A. Töpelmann. Gießen, 1909. — Setzt sich in stark vermittelnder Weise mit dem von uns in Gl. u. W. 1909 S. 150 genannten Vortrag des Pastor Kautzsch auseinander.

Schneider, O., Lic. Pastor an St. Petri zu Dresden, Wittenberg und Zwickau. „Die kirchliche Lehre von den Heilstatsachen — ein Abweg vom echten Evangelium Jesu?" Dresden, 1909. Niederlage des Vereins zur Verbreitung christlicher Schriften im Königreich Sachsen. Wendet sich gleichfalls gegen den Kautzsch'schen Vortrag vom positiv-kirchlichem Standort aus.

Andersen, F., Hauptpastor, Anticlerikus. Vortrag im kirchlich-liberalen Verein zu Flensburg. Flensburg, 1909, Verlag von G. Soltau.

Druck: Christliches Verlagshaus, Stuttgart.

Das Versicherungswesen als Kulturmaßstab.

Zu den konservativen Einrichtungen im besten Sinne des Worts gehört die Versicherung. Will sie doch den unversehrten Fortbestand der wirtschaftlichen Einzelexistenz gegen die mannigfachen Fährlichkeiten des Zufalls sicherstellen. Was früher als „Unglück", als unabwendbar und unberechenbar galt, das hat der rastlose Menschengeist gelernt, durch Versicherung, wenigstens in den wirtschaftlichen Folgen, auszuschalten. Freilich kann die Versicherung nicht die furchtbare Gewalt der Naturkräfte, des Feuers oder Wassers, des Blitzes oder Hagels, abwenden, nicht das Würgen des Todesengels, Unfälle und Krankheiten, oder vorzeitige Arbeitsunfähigkeit verhüten, nicht den verbrecherischen Eingriff räuberischer Hände oder den durch Gesetz oder Vertrag begründeten Rückgriff des Unfallgeschädigten beseitigen. Wohl aber vermag sie den so verursachten wirtschaftlichen Schaden durch Hagel-, Feuer-, Lebens-, Unfall,- Haftpflicht-, Diebstahl- usw. Versicherung zu ersetzen und auszugleichen. Ist somit Zweck und Wirkung der Versicherung rein wirtschaftlicher Natur, so ist das Hauptmotiv für sie ein wesentlich sittliches. Sie ist ein Ausfluß weiser Vorsicht und Vorsorge für die eigene Person wie für die Angehörigen. Das Hauptmittel der Versicherung aber ist der Genossenschaftsgedanke, die wirtschaftliche Zusammenfassung möglichst vieler und damit die Verteilung der für den einzelnen schweren, vielleicht unerträglichen Last auf eine recht große Zahl von Schultern, die den gleichmäßigen geringen Druck (d. h. die Prämien) leicht tragen können. Dieser praktische Hauptpfeiler der Versicherung kommt bei allen Versicherungsunternehmungen zur Geltung, am klarsten natürlich bei den auf Gegenseitigkeit beruhenden, wie beispielsweise bei dem die Haftpflicht-, Unfall- und Lebensversicherung betreibenden Allgemeinen Deutschen Versicherungs-Verein in Stuttgart. Aus dem Gesagten ergibt sich, daß die Versicherung eine hohe Stufe sittlicher wie wirtschaftlicher Entwicklung voraussetzt. Daher zeigen auch die „an der Spitze der Zivilisation marschierenden" Länder, wie England und die Vereinigten Staaten, Frankreich und die drei nordischen Mächte, eine hohe Blüte des Versicherungswesens; Deutschland, das bis vor einigen Jahrzehnten erheblich im Rückstand war, ist in den letzten Dezennien mit Riesenschritten vorwärtsgeeilt und nimmt jetzt in der öffentlichen (Arbeiter-) Versicherung unter allen Staaten weitaus den ersten Rang ein, während es in der privaten Versicherung nur noch England und Amerika nachsteht (und auch diesen nur in wenigen Versicherungsarten), Frankreich aber trotz seiner immer noch weit stärkeren Kapitalkraft längst überholt hat. Mit gutem Recht kann man die Ausbreitung und Nutzbarmachung des Versicherungsgedankens als Kulturmaßstab nicht nur für die Völker, sondern auch für die Individuen betrachten.

P.

Das Dürerblatt,

herausgegeben vom

Dürerbund, 19. Blatt,

ausgegeben im Mai 1909, schreibt unter der Überschrift:

Dürerbundarbeit in Siebenbürgen.

Die Bestrebungen des Kunstwarts und des Dürerbundes zur Gesundung und Hebung unserer Kultur finden nun auch auf fernem Boden Wurzelgrund und Pflege: bei den Deutschen in Siebenbürgen. Hier hat Professor Adolf Meschendörfer zuerst mit größerer Wirkungskraft unsere Gedanken aufgegriffen und weitergegeben. Er hielt Vorträge über Kultur und Kunst (1906 bei H. Zeidner, Kronstadt erschienen) und gründete eine Halbmonatsschrift für Kultur und Leben „**Die Karpathen**", die jetzt im II. Jahrgang steht und gut gewählten Text und Bildschmuck aufweist. Meschendörfer geht von dem Grundsatz aus: „Wenn ein Volk an seiner Kultur arbeitet, so arbeitet es damit an seinem Charakter und damit für seinen Bestand als Volk." Es ist ein schönes Beginnen, dies auch den Siebenbürger Sachsen zum Bewußtsein zu bringen, **denn gerade sie müssen ganz erfüllt sein von Wert und Segen eigener Kultur, wenn sie sich in der Eigenart ihres Volkstums behaupten sollen.** So leistet **Meschendörfers Zeitschrift ein Stück echter Kulturarbeit, zugedacht und angepaßt den eigenartigen Verhältnissen Siebenbürgens.** Wir wünschen von Herzen, daß ihr Ruf kräftigen Wiederhall und das Blatt selbst überall Eingang fände. Wir bieten diesen Bestrebungen frohen und aufmunternden Gruß und Wink.

Druck: Christliches Verlagshaus, Stuttgart.